



Garlieb Merkel

über

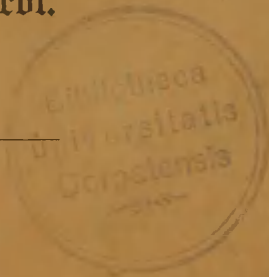
Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit.

(1797 bis 1806.)

Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen
zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen

von

Julius Eckardt.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1887.

Deutschland zur Schiller=Goethe=Zeit.

Garlieb Merkel

über

Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit.

(1797 bis 1806.)

Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen
zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen

von

Julius Eckardt.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1887.

Alle Rechte vorbehalten.

Einleitung.

Unter den literarischen Freischärlern, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts die Siege der klassischen und der romantischen Schule unserer Literatur über das Schriftthum der Aufklärungsperiode aufzuhalten versuchten, ist der Livländer Garlieb Merkel einer der bekanntesten und verrufensten gewesen. Weil er die Mehrzahl Gleichgesinnter an Reckheit und Unermüdlichkeit übertraf, nahm der Verfasser der „Briefe an ein Frauenzimmer“ und Herausgeber des „Freimüthigen“ neben Kogebne die sichtbarste Stellung unter den Oppositionsführern unserer goldenen Literaturperiode ein. In diesem Sinne hat Merkel verdient, daß die Nachwelt seinem Namen nur noch in den „Invectiven“ und in den erläuternden Notizen begegnet, mit welchen die Commentatoren die kritischen Goethe-Ausgaben¹⁾ begleitet haben. Für die Beurtheilung der Merkel und Genossen wird Goethe's Scherzwort

„Wollt', ich lebt' noch hundert Jahr'
Gesund und froh, wie meist ich war,
Merkel, Spazier und Kogebue
Hätten auch so lang' keine Ruh',
Müßten's collegialisch treiben,
Täglich ein Pasquill auf mich schreiben.“

¹⁾ Vgl. v. Zoepfer, „Goethe's Werke“, Bd. 3, p. 317, 320, 327, 330.
Eckardt, Garlieb Merkel.

immerdar schwerer wiegen als die Summe aller mildernden Umstände, die zu Gunsten des Mannes geltend gemacht werden können, der den Kampf gegen Napoleon fortsetzte, als die große Mehrzahl der Deutschen vor dem Sieger von Jena auf den Knien lag¹⁾ und von dem actenmäßig feststeht, daß er zu den schlimmsten seiner kritischen Excesse durch die Vertrauten seiner Freunde Herder und Wieland angestiftet worden²⁾. Wer fragte heute darnach, daß Merkel's Parteinahme für die Berliner und gegen die Weimarer „Schule“ wesentlich darauf zurück zu führen war, daß dieser Prediger des altväterlichen „Aut prodesse volunt aut delectare poetae“ die providentielle Bedeutung Preußens ebenso deutlich vorahnte, wie die Ueberlebtheit der Kleinstaaterei, und daß er in einer Zeit der Vorherrschaft ästhetischer Gesichtspunkte immer wieder darauf zurückkam, daß es für die Beurtheilung deutscher Gesellschaftszustände einen andern als den literarischen Maßstab geben müsse. Unter den Genossen unserer Zeit ist Keiner, der nicht der Meinung wäre, „daß die Grundsteinlegung des Hauses, in welchem ein Volk wohnen soll, wichtiger ist, als seine Bemalung“, und daß der Publicist, der über der sittlichen und staatlichen Gesundheit eines Staatswesens wacht, wichtigere Pflichten erfüllt, als der Richter über die Reinheit des ästhetischen Geschmacks: vor achtzig Jahren, wo dieser Standpunkt gleichbedeutend erschien mit einer Mißtrauenserklärung gegen die dem Wilhelm Meister zu Grunde liegenden Lebensauffassungen und mit einseitiger Parteinahme für das, was von dem Staate Friedrich's des Großen übrig geblieben

1) Vgl. Eckardt, York und Paulucci. Leipzig 1865.

2) Vgl. die Unzufriedenen in der Schiller-Goethe-Zeit (Grenzböten).

war, — vor achtzig Jahren setzte sich ins Unrecht, wer seiner Zeit vorausseilen und einen Standpunkt einnehmen wollte, den er nicht zu fundamenteiren vermochte.

Von einem Schriftsteller, der den Besten seiner Zeit feindlich gegenüber gestanden, versteht sich von selbst, daß er vergessen ist. So weit diese Vergessenheit Merkel's kritische Thätigkeit und literarische Production betrifft, soll und wird es bei derselben unverändertes Bestehen behalten — ein Gedächtniß dürften dagegen diejenigen Aufzeichnungen des „Freimüthigen“ verdienen, in welchen derselbe als Genosse einer der merkwürdigsten Abschnitte deutscher Geschichte von seinen Wahrnehmungen über Zeit und Zeitgenossen berichtet hat.

Bevor auf den Inhalt der in mehrfacher Rücksicht bemerkenswerthen Merkel'schen Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1796 bis 1806 eingegangen wird, muß auseinander gesetzt werden, warum dieselben bisher völlig unbeachtet geblieben sind und warum die vorliegende Version derselben sich nicht als Wiederabdruck, sondern als Bearbeitung des Originals ankündigt.

Außer einer Anzahl ungedruckt gebliebener Memorabilien hatte Merkel zwei Druckschriften autobiographischen Inhalts hinterlassen: die im Jahre 1812 bei Meinhausen in Riga erschienenen „Skizzen“ und die siebenundzwanzig Jahre später gedruckten „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben“ (2 Bände, Leipzig bei K. F. Köhler 1839 und 1840). Die Skizzen, deren Erscheinen in das Kriegsjahr 1812 fiel, blieben der Zeitumstände wegen so völlig unbeachtet, daß (nach des Verfassers eigener Angabe) kaum ein Duzend Exemplare nach Deutschland gelangt ist, — die „Darstellungen“ aber enthielten in ihrem ersten

Bande livländische Local = Reminiscenzen, deren Inhalt deutschen Lesern keine Veranlassung bot, den zweiten Band überhaupt in die Hand zu nehmen. Dazu kam, daß beide Bücher außerordentlich ungeschickt disponirt sind, daß sie dieselben Personen und Gegenstände betreffen und dennoch auseinandergehen, daß die „Darstellungen“ auf die „Skizzen“ Bezug nehmen, ohne doch eine Ergänzung derselben zu bilden und daß weder den einen noch den andern ein bestimmter Plan zu Grunde liegt. Mittheilungen von unzweifelhaftem Interesse wechseln mit Anekdoten und platten Ausfällen auf politische oder literarische Gegenstände, — Berichte über Männer von geschichtlicher Bedeutung mit breiten Charakteristiken zufälliger Bekannter des Verfassers. An mehr wie einer Stelle wird der Faden der Erzählung durch Einschaltungen zerrissen, in welchen der Verfasser seine Ansichten über zeitgenössische Personen und Verhältnisse breitestens auseinandersetzt oder uralte Lesefrüchte nutzbar macht. Den Schluß des bis zum Jahre 1796 reichenden, ausschließlich livländische Verhältnisse behandelnden ersten Bandes bildet eine Darstellung der preußischen Ereignisse von 1805 und 1806, während dem zweiten, auf die deutsche Literaturgeschichte bezüglichen Bande, Briefe gleichgültiger Jugendbekannter beigegeben sind, die aus der ersten Hälfte der neunziger Jahre datiren. Endlich macht die Selbstgefälligkeit Merkel's sich häufig in so unerträglicher Weise breit, daß dem zeitgenössischen Publicum nicht verübelt werden konnte, wenn dasselbe den Publicationen des ohnehin übel angeschriebenen Gegners seiner größten Dichter keine Beachtung schenken wollte.

Merkel selbst mag empfunden haben, daß er die Sache falsch angegriffen hatte. Die von ihm hinterlassenen Papiere

enthalten Entwürfe zu einer nach verändertem Plane angeordneten Darstellung der Hauptabschnitte seines Lebens, die er in hohem Alter begonnen, aber nicht mehr zum Abschluß gebracht hatte. Diese ihrer Zeit in der „Deutschen Rundschau“ zum Abdruck gebrachten Ergänzungen von Merkel's früheren Schriften enthielten neben einer Anzahl unvermeidlicher Wiederholungen so bemerkenswerthe neue Mittheilungen, daß sie nicht übergangen werden durften.

So setzt die vorliegende Publication sich aus Einzelheiten zusammen, welche über drei verschiedene Schriften zerstreut waren und dennoch in directem innerem Zusammenhang standen. Der Herausgeber hat sich wesentlich dem in dem zweiten Bande der „Darstellungen“ enthaltenen Berichte über des Verfassers deutsche Erlebnisse angeschlossen, diesen durch Auszüge aus den „Skizzen“ und den erwähnten posthumen Aufzeichnungen ergänzt und unter Weglassung des Ueberflüssigen, Störenden und Veralteten einen einheitlichen Text herzustellen versucht. Der Wortlaut der Merkel'schen Niederschriften ist unverändert beibehalten, jede Hinzufügung zu demselben vermieden und an dem Original überhaupt nur so weit geändert worden, als im Interesse des Zusammenhanges und der Aufeinanderfolge unbedingt nothwendig war.

Im Uebrigen muß das Unternehmen, die Merkel'schen Aufzeichnungen der Aufmerksamkeit unserer Generation zu empfehlen, sich selbst rechtfertigen. Zu Gunsten derselben soll nur noch geltend gemacht werden, daß Merkel als naher Freund Herder's, Wieland's, J. J. Engel's, Senne's n. A. Jahre lang in der Lage gewesen ist, gewisse auf die literarische Bewegung seiner Zeit bezügliche Verhältnisse aus der Nähe zu betrachten und Dinge in Erfahrung zu bringen, die der Mehrzahl der Zeitgenossen unbekannt blieben. Wo seine Berichte all' zu

subjectiv gefärbt sind, verräth sich das auf den ersten Blick, weil der Verfasser naiv genug ist, den Leser überall in seine Karten sehen zu lassen, — bewußt ausgesprochene Unwahrheiten aber werden dem bei aller Leidenschaftlichkeit und Selbstgefälligkeit ehrlichen Manne nicht nachgewiesen werden können. — Wichtiger noch erscheint es, daß die Stimme eines Zeugen zu öffentlichem Gehör gebracht werde, der die Weimarer Zustände seiner Zeit unter anderen als den damals maßgebenden Gesichtspunkten betrachtete, und der von den Böttiger und Kogebue ebenso differirte, wie von Denjenigen, welche um die „gemeine Deutlichkeit“ der Verhältnisse des alten Weimar den „goldenen Duft“ poetischer Morgeneuröthe zu weben gewohnt waren. Derselbe Mann, der in ästhetischen Dingen den Standpunkt einer vergangenen Epoche vertrat und sich vielfach als laudator temporis acti geberdete, besaß, wo es sich um Fragen des wirklichen, insbesondere des staatlichen Lebens handelte, unzweifelhaft eine ziemlich sichere Witterung der neuen Zeit. Sein Unvermögen, sich an der idealen Seite des Weimarer Kleinlebens genügen zu lassen und in die künstlerischen Interessen desselben aufzugehen, verräth den modernen Menschen, der die ihn umgebenden Zustände vor Allem auf ihren realen Gehalt und ihre Entwicklungsfähigkeit prüft. Daß „allein die Künstler damals den echten Lebensgehalt, der den wirklichen Zuständen fehlte, besaßen, und daß sie dem bloßen gesunden Menschenverstande demgemäß Spott und Hohn entgegensetzen durften“ (Zul. Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur I. p. 9), hat Merkel allerdings nicht verstanden, aber auch nicht verstehen dürfen, wenn er als zeitgenössischer Publicist mit der Nation (oder, wie man damals sagte, „mit dem Publicum“) in Zusammenhang bleiben und demselben sagen wollte, was die Weltuhr geschlagen habe.

Im Interesse der Vollständigkeit lassen wir die nachstehenden Bemerkungen über Merkel's äußern Lebensgang folgen.

Carl Lieb Hellwig Merkel wurde im Jahre 1769 in einem Pfarrhause des damals halb mittelalterlichen, erst fünfzig Jahre zuvor von Peter dem Großen der Krone Schweden abgewonnenen Livland geboren. Sein in Straßburg ausgebildeter, viele Jahre in Hamburg ansässig gewesener Vater war eingefleischter Voltairianer, als solcher Verächter der Lehre und des Amtes, dem er sein Leben gewidmet hatte, und so ausgemachter Freigeist, daß seine im Jahre 1770 ausgesprochene Remotion von der Stellung eines livländischen Landpfarrers auch die laxesten Zeitgenossen nicht Wunder nehmen konnte. Mit einem ziemlich reich bemessenen „Gratual“ zur Ruhe gesetzt, widmete Merkel, der Vater, den Rest seiner Tage der Ausbildung seines in dritter Ehe geborenen Lieblingssohnes, der schon als Knabe mit dem „écrasez l'infame“ besser Bescheid wußte, als mit dem lutherischen Katechismus, und der es nach dem Tode des Vaters (1782) als heiligste Pflicht ansah, dessen Traditionen fortzusetzen und Herrn von Bar's „Consolations dans l'infortune“ ebenso auswendig zu lernen, wie die „Epitres diverses“, die Horazischen Satiren und die Hauptcapitel des Bayle'schen Wörterbuchs. Drei Jahre verbrachte der vaterlose Knabe so ausschließlich in der väterlichen Bibliothek und mit dem Studium der römischen, französischen, englischen und italienischen Classiker und Pseudo-Classiker derselben, daß er für regelmäßigen Schulbesuch ebenso verdorben war, wie für den Confirmationunterricht, den er von einem auf „halbem Wege“ stehenden geblienen Freunde seines Vaters erhielt. Da die mittellos hinterbliebene Familie des removirten Predigers nicht in der Lage war, den jungen

Autodidakten auf eine deutsche Hochschule zu senden, mußte derselbe als Beamter einer Rigaer Regierungskanzlei, und — als es damit nicht gehen wollte, als „Informator adliger Jugend“ sein Heil versuchen.

Sechs Jahre seines Lebens (1789 bis 1795) verbrachte Merkel als Hauslehrer in der Familie eines fern ab von der großen Heerstraße vegetirenden livländischen Edelmannes. Ein in der Nachbarschaft ansässiger, frisch aus der Schule des Herrn Professor Kant heimgekehrter, in zeitgemäßer Aufklärungsphilosophie schwelgender junger Baron und ein Paar in der Umgegend heimisch gewordene, aus Deutschland eingewanderte „Hofmeister“ sorgten dafür, daß der humanitäre Eifer des zwanzigjährigen Voltairianers die gehörige Nahrung erhielt und daß demselben von den neueren deutschen Literatur-Errungenschaften (Wieland, Klopstock und Lessing) eine gewisse Kunde wurde. Die in diesem Kreise verhandelten literarischen und ästhetischen Interessen hielten indessen nur kurze Zeit vor: ungleich lebhafteren Antheil, als an Wieland's Infarion und der Lessing'schen Dramaturgie nahm man an der „Encyclopädie“, an Jean Jacques Rousseau's „Gesellschaftsvertrag“ und an der Möglichkeit, die Ideen dieses Buchs auf die Verhältnisse der nächsten Umgebung anzuwenden. Besonderen Eindruck hatte es gemacht, daß Diderot einige Jahre zuvor nach St. Petersburg berufen und von der „Semiramis des Nordens“ mit einer Auszeichnung behandelt worden war, die vermessene Hoffnungen auf praktische Anwendung derselben Grundsätze weckte, die eben damals das französische Leben bewegten. Merkel griff diese Gedanken zuerst und mit besonderer Lebhaftigkeit auf, um dieselben — soweit an ihm war — in Ausführung zu bringen.

In dem gefamten Osten Europas galt während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Hörigkeit des leibeigenen Landvolks für den allein möglichen Rechts- und Wirthschaftszustand. Nirgend in der gebildeten Welt hatte dieser Zustand sich so schroff entwickelt und erhalten, wie in dem durch den nordischen Krieg und die Lotterwirthschaft der Nachfolger Peter's des Großen zu bettelhafter Armuth herabgekommenen alten Livland. Umstände der verschiedensten Art hatten sich dazu verbunden, die Kluft zwischen den deutschen Herren und den lettisch-esthnischen Bebauern des Landes über ihr früheres Maß hinaus zu vertiefen und zu verbreitern, und einen wirthschaftlich, social und politisch gleich widersinnigen Zustand herzustellen. Mit dem Feuer der Jugend und mit der Begeisterung eines Schülers der Voltaire und Bayle faßte Merkel den Gedanken, eine Beseitigung der auf seinem Vaterlande schwer lastenden agrarischen Mißwirthschaft zu versuchen und die Auswüchse derselben an den Pranger zu stellen. Im tiefsten Geheimniß schrieb er während der Jahre 1795 und 1796 ein dreiundzwanzig Bogen starkes Buch „Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts“, in welchem er den unwürdigen Zustand des livländischen Landvolks in glühenden Farben schilderte, den grundbesitzenden Adel mit heftigen Vorwürfen überschüttete und von der „gekrönten Philosophin“ an der Netwa die sofortige Aufhebung der Leibeigenschaft forderte; nicht ohne handgreifliche Nebenabsicht war die Schrift dem damaligen General-Gouverneur von Livland, Feldmarschall Fürsten Repnin, gewidmet worden. — Daß dieses Buch von Einseitigkeiten und Uebertreibungen wimmelte, und daß der eigentlich entscheidende Punkt, die Nothwendigkeit einer Reform

im Sinne wirthschaftlicher Selbständigkeit des Bauernstandes, unklaren humanitären und „staatsbürgerlichen“ Gesichtspunkten zu Liebe in den Winkel gestellt worden war, sei nur beiläufig erwähnt: das Verdienst Merkel's, durch diesen Alarmruf den Anstoß zu einer Reform unleidlich gewordenen Zustände gegeben und das Gewissen des deutschen Adels der russischen Ostseeprovinzen geweckt zu haben, war und blieb ein großes und unbestreitbares. —

Um sein Buch drucken zu lassen, siedelte der inzwischen siebenundzwanzig Jahre alt gewordene Verfasser im Frühjahr 1796 nach Deutschland über, wo er die folgenden zehn Jahre seines Lebens verbrachte.

Die Geschichte seiner deutschen Erlebnisse aus den Jahren 1796 bis 1799 hat Merkel auf den Blättern des vorliegenden Buches ausführlich erzählt; das Schlußcapitel desselben berichtet über seinen Antheil an den Ereignissen des Jahres 1806 und über die Gründe, die ihn zur Rückkehr in seine Heimath bestimmten. — Rücksichtlich der dazwischen liegenden Jahre 1799 bis 1805 und der ferneren Schicksale des immerhin merkwürdigen Mannes werden einige Andeutungen genügen.

Im Sommer 1800 war Merkel von Weimar nach Berlin, dann für kurze Zeit nach Frankfurt a. d. O. übergesiedelt, wo er den Doctorgrad erwarb und eine Weile Vorlesungen hielt. Um diese Zeit entstanden die berühmten „Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Producte der schönen Literatur in Deutschland“, in denen Herder, Wieland und Engel auf Unkosten Schiller's und Goethe's verherrlicht, insbesondere Wilhelm Meister und die Schiller'schen „Weiberstücke“ (Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Braut von Messina) einer im eigentlichsten Sinne des Wortes unverantwortlichen Kritik unterzogen und nebenbei

die aufstrebenden Romantiker als politische und ästhetische Reactionäre bitter angefeindet wurden. Auf den Antheil, welchen Frau Herder und andre Reider der beiden Unsterblichen an diesen Missethaten genommen, gehen wir hier nicht näher ein. In Berlin, dem Sitze der alten Schule und ihrer Feindschaft gegen die beiden Heroen, fanden die in den Jahren 1801 bis 1803 veröffentlichten „Briefe“ so viele Zustimmung, daß dem Verfasser die Leitung des literarischen Theils der „Spener'schen Zeitung“, später auch die Theater-Chronik dieses einflußreichen Blattes übertragen wurde. 1803 begann derselbe die Herausgabe eines wöchentlich erscheinenden Unterhaltungsblattes „Ernst und Scherz“, dessen Erfolge so glänzende waren, daß Merkel auf Kozebutz's Andrängen dessen „Freimüthigen“ mit seinem Journal vereinigte. Einfluß und Verbreitung des „Freimüthigen“ nahmen in demselben Maße zu, in welchem Merkel von dem literarischen auf das politische Gebiet überging, um seinem glühenden Hasse gegen Napoleon und die französische Herrschaft über Süd- und Westdeutschland Ausdruck zu geben und die Nation zur Sammlung um den Thron „Friedrich's des Einzigen“ einzuladen. Die politische Rubrik des „Freimüthigen“ (die den für die damaligen Verhältnisse bezeichnenden Titel „Nichtpolitische Zeitung“ führte) wurde von Jahr zu Jahr, später von Nummer zu Nummer auf Unkosten der literarischen erweitert, jedes Ereigniß des Tages auf seine Bedeutung für die Zukunft Deutschlands und Preußens geprüft, und mit einer Entschiedenheit, die in den Berliner Regierungskreisen peinliches Mißfallen erregte, zu einer allgemeinen Volksbewaffnung aufgefordert. Daß der Schwerpunkt von Merkel's Anlagen und Neigungen auf diesem und nicht auf dem literarischen Gebiete lag, trat mit besonderer Deutlichkeit

bei Gelegenheit der Erschießung Palm's hervor, an welche der „Freimüthige“ Aufrufe zur Rache knüpfte, die in ganz Europa abgedruckt und besprochen wurden und selbst in Paris einigen Eindruck machten. Unter solchem Umstand verstand es sich von selbst, daß Merkel nach der Schlacht von Jena die Stadt, die ihm zur zweiten Heimath geworden war, verlassen mußte. Die Einzelheiten seiner Flucht hat er in dem Schlußcapitel des vorliegenden Buchs ebenso lebensvoll geschildert, wie die Geschichte der derselben vorhergegangenen Monate.

Gemeinsam mit seinem Verleger wandte er sich nach Stettin, dann nach Königsberg — allenthalben begegnete er der gleichen Muthlosigkeit, allenthalben wurde sein Vorschlag, die Bevölkerung durch die öffentlichen Blätter zu den Waffen zu rufen, als unausführbar zurückgewiesen. So blieb nichts als die Rückkehr in die zehn Jahre zuvor verlassene Heimath übrig. Im December 1806 traf Merkel in Riga ein, wo er fortan seinen dauernden Wohnsitz aufschlug, um in „Supplementblättern zum Freimüthigen“, später in der von ihm begründeten Zeitung „Der Zuschauer“ den begonnenen Kampf gegen Frankreich fortzusetzen, soweit das unter den durch den Tilsiter Frieden veränderten Umständen möglich war. Den Höhepunkt von Merkel's Thätigkeit bildete der Winter 1812/13, wo der „Zuschauer“ heimlich nach Kurland geschmuggelt wurde, um die von York befehligten preußischen Truppen über den Gang der Kriegereignisse im Innern Rußlands zu unterrichten und auf die Solidarität russischer und preußischer Interessen hinzuweisen.

Trotz der ihm anfangs in Riga beschieden gewesenen journalistischen Erfolge vermochte der Herausgeber des „Zu-

schauer“ in seinem Geburtslande nicht mehr heimisch zu werden. Er fühlte sich aus der Welt weggesetzt, von dem deutschen Publicum vergessen und in der Fortsetzung der kritischen Arbeit gehemmt, durch welche er sich einen Namen gemacht zu haben glaubte. Von den 1812 veröffentlichten „Skizzen“ waren nur wenige Exemplare auf den deutschen Büchermarkt gelangt, der von dieser Schrift so gut wie gar keine Notiz nahm. Dazu kam, daß Merkel auch in seiner Heimath die dominirende Stellung nicht zu erwerben vermochte, die er als „Freund Herder's, Wieland's und Engel's“ und als in der großen deutschen Welt berühmt gewordener Tageschriftsteller in Anspruch nahm. Goethe und Schiller zählten auch in der weitabliegenden deutschen Colonie am Riga'schen und Finnischen Meerbusen so zahlreiche und so entschiedene Anhänger, daß der anspruchsvolle Gegner der Weimarer Dioskuren alsbald von den eigenen Landsleuten angefeindet und lächerlich gemacht wurde. Wie in Deutschland, so lag auch in den baltischen Ländern der eigentliche Schwerpunkt der Interessen auf dem literarischen Gebiete, und wog der Vorwurf, „gegen Goethe geschrieben zu haben“, schwerer als das Verdienst, in Zeiten allgemeiner Entmuthigung mannhafter Franzosenfeind gewesen zu sein. Ein im Winter 1812 zu Dorpat geschriebenes, höchst geistreiches Puppenspiel „Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel“ gibt über die damaligen Stimmungen und über das Verhältniß der Gebildeten zu der ästhetischen Theorie des „Zuschauers“ so charakteristische Auskunft, daß ein paar kurze Anführungen aus demselben gestattet sein mögen. — Der Hanswurst wird nach den Rigaer Literaturzuständen gefragt und ertheilt darauf die folgende Antwort:

Es treibt hier Garlieb, ein Halb-Literat,
 Viel Unfugs, schreibt und schreit desparat.
 Das Kerlchen hat die kritische Naude,
 Und weun's ihn juckt, schreit er „Sapere aude“¹⁾,
 Stolzirt umher wie ein Kafadu,
 Und wo was geschieht, da schaut er zu.
 Auch legt er Eier mit Sturm und Wlizen,
 Und ist's gethan, find's eben „Skizzen“.

An einer andern Stelle heißt es von der seit dem An-
 wachsen des Schweinerüssels zur Partei Merkel's über-
 gegangenen „Prinzessin“:

„Von Goethe will sie gar nichts mehr wissen,
 Hat all' seine Werke ins Feuer geschmissen,
 Behauptet, daß er „kein Deutsch“ versteht²⁾
 Und „im Purpurtalare barfuß geht“³⁾,
 Der Schelling ihr nun keinen Schilling gilt,
 (Beim bloßen Namen schon wird sie wild)
 Aber Merkel und Kogebue (Pagat und Skis)⁴⁾,
 Sind ihre Hausgötter und Urgenie⁵⁾.“

1) „Sapere aude“ lautete das aus dem „Freimüthigen“ herüber
 genommene Motto des „Zuschauers“.

2) Eine ähnliche Phrase war im „Freimüthigen“ gebraucht worden.

3) Vgl. die „Briefe an ein Frauenzimmer“.

4) Zwei Hauptkarten in dem damals weit verbreiteten Tarockspiele.

5) Nicht minder ergötzlich als dieser Ausfall gegen Merkel ist die
 in derselben Burleske enthaltene Charakteristik Kogebue's (von welchem
 Merkel sich übrigens schon im ersten Jahre der Leitung des „Frei-
 müthigen“ in Unfrieden getrennt und der den ehemaligen Genossen in
 der Poste „Herr Mery der Kritikus und Recensent“ bitter verhöhnt hatte):

„Er frizt Anekdoten und zieht sie wie Bänder

Aus der Nase als bunte „Theaterkalender“ —

Bald thut er Thalien, als wär's 'ne Thio (esthnische Bauerndirne),

Bald buhlt er gar mit der ernstern Klio,

Dann lieft er den Wofz (nämlich Julius)

Und blickt in den Spiegel und gibt sich 'nen Kuß.“

In der Hoffnung, die Superklugen unter seinen Lands-
 lenten widerlegen und seine frühere deutsche Stellung wieder-
 erobern zu können, verließ Merkel zu Anfang des Jahres
 1816 Riga, um sich nach zehnjähriger Abwesenheit ans
 Neue in Berlin niederzulassen. Daß der Zeitgeschmack sich
 seit Abschüttelung des französischen Jochs unkenntlich ver-
 ändert und nicht nur den Heroen des classischen Idealismus,
 sondern auch den Romantikern zu einem vollständigen Siege
 über die „alte Schule“ verholfen hatte, wollte der starr-
 köpfige Mann ebensowenig wahr haben, wie daß der „Frei-
 müthige“ von 1806 im Laufe der weltbewegenden Ereignisse,
 die seitdem Preußen und Deutschland gewandelt und um-
 gestaltet hatten, bis auf den Namen vergessen sei. Mit
 Gubitz, dem bekannten Holzschneider, Kalenderschriftsteller
 und Journalisten verband er sich alsbald nach seiner Rück-
 fehr in die preußische Hauptstadt (Sommer 1816) zur
 Herausgabe einer Zeitschrift, die er in Anknüpfung an die
 Glanzzeit seiner schriftstellerischen Erfolge „Ernst und Scherz,
 oder der alte Freimüthige, ein politisch-literarisches Zeit-
 blatt“ nannte. Gubitz, der die Verhältnisse und Stimmungen
 des „neuen Deutschland“ unbefangener benrtheilen mochte,
 als sein zehn Jahre lang aus demselben entfernt gewesener,
 aus Grundsatz rücksichtsloser Colleague, zog sich nach dem Er-
 scheinen der vier ersten Nummern von dem verfehlten Unter-
 nehmen zurück, Merkel aber setzte dasselbe noch bis zum
 April 1817 fort, um sodann einen Mitarbeiter aus
 früherer Zeit, den unglücklichen, schließlich verhungerten
 Julius von Boß (denselben, der bei Gelegenheit einer
 Benrtheilung der Reichard'schen „Vertrauten Briefe“ Roze-
 bue als Dramatiker über Shakespeare gestellt hatte) zum Nach-
 folger zu bestellen. Bereits am 1. Juli 1817 wurde

der alte „Freimüthige“ für immer zu Grabe getragen. Merkel selbst kehrte, nachdem er eine längere Reise unternommen, unverrichteter Sache in die verlassene Heimath zurück, in der sein literarischer Mißerfolg natürlich kein Geheimniß geblieben war. Seine Reiseeindrücke legte er in der trotz mancher höchst zutreffender Bemerkungen über die damalige politische Lage völlig unbemerkt gebliebenen Schrift „Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Abwesenheit wieder fand“ (2 Bände, Riga 1818) nieder.

Die letzten zweiunddreißig Jahre seines Lebens hat Garlieb Merkel ununterbrochen in und bei Riga (auf seinem Landgute Depkiushof) zugebracht, abwechselnd als Landwirth und Publicist thätig, glücklich verheirathet und im Genuß eines bescheidenen, aber auskömmlichen Vermögens, dessen Erträge seit dem Jahre 1820 durch eine Pension vermehrt wurden, die Kaiser Alexander I. bei Gelegenheit der Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland dem alten Vorkämpfer für die Freiheit der „Letten“ ausgesetzt hatte. An den Anschauungen seiner Jugend zähe festhaltend, blieb der unermüdlche Mann noch viele Jahre lang mit der Feder thätig — Erfolge sollten ihm aber nicht beschieden sein. Die von ihm redigirten Zeitschriften (das Tageblatt „Der Zuschauer“ und die von 1827 bis 1838 herausgegebene Wochenchrift „Provinzialblatt“) bereiteten dem alten Liberalen so unerträgliche Censurschereereien, daß er die Zeitung 1831 in andere Hände übergehen ließ, und daß die Wochenchrift 1838 verboten wurde, — auf Merkel's Büchern aber lastete der Bann, daß sie von einem Manne herrührten, „der gegen Goethe geschrieben hatte“, der eine Weile Kogebne nahe gestanden, und den die jüngere Welt höchstens aus Barnhagen's „Testimonia auctorum de Merkelio, d. i.

Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel“, oder aus der erwähnten Kozebueschen Posse kannte.

Auch nach dem Urtheil ihm nicht befreundeter Zeitgenossen war Merkel ein Mann von guten, gefälligen Umgangsformen und (wie Fr. Saun in seinen Aufzeichnungen sagt) „ein recht netter, zierlicher Mann von vieler geselliger Bildung“. Wenn Goethe ihn in seinen „Invektiven“ den „charmanten kleinen Merkel“ nennt, so bestätigt das die Schilderungen, welche Gubitz und Andere von der kaum mittelgroßen, aber wohlproportionirten Figur und dem feingeschnittenen Gesicht des beweglichen, formgewandten Livländers entwerfen, der ein unterhaltender und liebenswürdiger Gesellschafter sein konnte und namentlich in seinen gebildeten Frauenkreisen gern gesehen wurde: auch in diesem Stück das directe Gegentheil seines — ihm eigentlich immer antipathisch gewesenen — Genossen Kozebne, der nach G. M. Arndt's unverwerflichem Zeugniß das Aussehen und die Manieren eines „Utslickers“ hatte. — Merkel's Privatleben war durchaus achtbar, seine Hauptfehler, maßloses Selbstgefühl, kindische Eitelkeit und rücksichtslose Rechthaberei, waren Producte des eigenthümlichen Bildungsganges eines in der Einsamkeit aufgewachsenen, ausschließlich von der Weisheit der Aufklärungsliteratur genährten Autodidakten.

Fast einundachtzig Jahre alt geworden, starb Garlieb Merkel am 9. Mai 1850 (27. April a. St.) auf seinem Landgute Deptinshof bei Riga.

Erster Abschnitt.

1796 bis 1797.

Von Riga nach Lübeck.

Die Dichter versichern, die erste Liebe sei unvergeßbar. Ich will ihnen nicht widersprechen; aber die erste Seereise ist es auch, und tausend andere erste Eindrücke sind es ebenfalls; ja, indeß ich mich kaum erinnern kann, welches Frauenzimmer zuerst meine Phantasie reizte, steht das Bild immer noch lebhaft vor meiner Seele, wie mein Schiff sich, unter dem zehntausendfältigen Geschrei von Seevögeln, durch dichte Eiszollen aus der Mündung der Düna in die offene See hinausdrängte, und die ersten Wogen an ihm hinaufhüpften. Jede trug mich weiter hinweg von Allem, was ich bisher geliebt und gehofft hatte, was meine Erinnerung füllte, was der Inhalt meines Lebens gewesen war, um mich in eine Welt hinüber zu führen, die ich nicht kannte, wo mich Niemand erwartete, und wo ich keinen Ersatz zu hoffen wußte für das, wovon ich mich auf immer losgerissen. Tief-schmerzlich fühlt' ich, daß ich nun allein stand, ganz allein, — mit meinem Entschlusse. Wär' es möglich gewesen, wer weiß, ob ich nicht ans Land gesprungen wäre, um meinem Plane zu entsagen. Aber ich hoffe, ich hätte

balb einen Rücksprung gethan. Mich wenigstens haben dergleichen Stimmungen immer, wenn sie vorübergegangen, gestärkt und kräftiger zurückgelassen.

Nie war mir so poetisch zu Muth, als an dem trüben Abende, da ich meine Reise antrat, und an dem herrlich heitern, sonnenwarmen Morgen, an dem ich darauf zuerst aus der Kajüte heraufstieg. Ich konnte mich meinen Gefühlen und Betrachtungen ungestört überlassen, da mich kein Uebelbefinden ergriff.

Die Ueberfahrt dauerte lange; zehn Tage, glaub' ich. Am 21. April 1796 (alten Stils) war das Schiff aus der Bolderaa abgesegelt. Als ich vor Travemünde ans Land stieg, rief ich mit einem ahnenden Frohgefühl aus: Heut ist der erste Mai! — „Um Vergebung,“ antwortete Jemand; „wir schreiben heut den zwölften.“ Diese Bemerkung erinnerte mich so lebhaft daran, daß ich in der Fremde sei; ich sah mit einer Art Heimweh nach dem Schiffe zurück. Mir war es auf demselben gar nicht übel ergangen. Der Schiffer, der Steuermann und die drei oder vier Matrosen waren alle Lübecker, damals wenigstens ein treuherziger Menschenschlag. Noch dazu war der Steuermann, ein junger verständiger Mensch, nach Seemanns Weise von seinem Betragen, und Bräutigam der Tochter des Schiffers. So hatte denn das Leben auf dem Schiffe einen Anstrich von Häuslichkeit, in die ich, der einzige Kajüten-Passagier, mich gleichsam einlebte. So etwas ist leicht in einer abgeschlossenen Lage, wie die auf einem Schiffe. Ich hatte den Schiffer als Mensch hochachten gelernt und selbst so freundschaftliches Gefühl für ihn bekommen, daß ich es bedauerte, als wir uns zum Abschied die Hände schüttelten.

Es war ein schöner Maienmorgen im Jahre 1796, an

dem ich vor Travemünde ans Land trat. Ich wandte mich um; da lag die Ostsee, von der eben aufgehenden Sonne geröthet, mit einer ihrer größten Breiten zwischen mir und meinem Vaterlande. Ich glaubte auf immer von ihm geschieden zu sein. — In dem Augenblicke schmetterte zehn Schritte vor mir, auf dem Wipfel einer jungen Linde, ein Fink sein fröhliches Lied. Mit den wohlbekannten Tönen traten die Betrachtungen vor meine Seele, die ich so oft auf Spaziergängen in den Livländischen Wäldern über den Werth des Lebens und seiner Verhältnisse angestellt hatte. — Ich nickte dem Vogel lächelnd meinen Dank und ging ruhig ins Wirthshaus, mir ein Frühstück und ein Fuhrwerk nach Lübeck zu bestellen.

Lübeck.

Die erste Stadt des alten Stammlandes, die ich betreten sollte, erfüllte mich mit mannigfachen Erwartungen. Sie galt mir, wenn ich — *navita de ventis!* — eine schriftstellerische Vergleichung wagen darf, für das Titelblatt Deutschlands. In gewissem Sinne irrte ich nicht; nur stand auf dem Titel und in dem Werke selbst etwas ganz Anderes, als ich zu lesen gehofft. Ich erinnerte mich auf der Fahrt nach Travemünde, ich würde eine Republik besuchen, die schon ihr sechstes Jahrhundert (seit 1182) überlebte, einst hochberühmt durch ihren wichtigen Handel, einst mächtig im Kriege gewesen, auch manchen großen Mann zu ihren Söhnen zählte und ihn, nach hergebrachtem Rechte der Kleinen, sobald ihn das Glück verließ, aufs Schaffot geschickt hatte. — Ich dachte an Rom, dann an die Handels-Republiken Tyrns, Corinth, Carthago. — Eben fuhren wir durch das Stadthor. Vor einem Häuschen, das einige hingelehnte

Flinten als eine Wachtstube bezeichneten, saß ein Officier und las; das Fenster des Buches verrieth seinen Ursprung aus einer Leihbibliothek. Er stand auf und grüßte den Schiffer, der mit mir zur Stadt gefahren war, aber erhielt fast nur ein Kopfnicken zum Dank. Als ich später gegen einen Handwerker, der Etwas für mich zu thun hatte, über die geringe Aufmerksamkeit für das Militär meine Verwunderung äußerte, antwortete er: „Die Leute stehen ja in unserm Lohn und Brot.“ — Aber sie verbürgen doch die Existenz der Republik! rief ich aus. — „Republik!“ wiederholte er langsam. — Der Republikaner schien das Wort nicht zu verstehen. — Ich meine, erklärte ich mich, sie bewachen die Stadt. — „Ich ja, bei Tage;“ antwortete er. „Bei Nacht thun wir es selbst.“ — Am Abend sah ich ein Duzend Kerle in alten, schmutzigen Friesröcken einzeln vorüber schlendern, von denen Jeder eine Flinte in der Hand neben sich herschleppte. Am andern Morgen wiederholte sich die Erscheinung. Ich fragte. „Es ist die Bürgertwache, die von der Bewachung der Thore kommt“, antwortete man. Sind diese schmutzigen, zerlumpten Kerle Lübecker Bürger? — „Nicht doch“, sagte man lachend. „Die schicken meistentheils ihre Hausknechte zur Wache.“ Diese spießbürgerliche Sorglosigkeit des kleinen Staates, indeß vielleicht kaum 50 Meilen entfernt das westliche Deutschland in blutigem Kriege um sein Dasein kämpfte, erfüllte mich mit einem fast schauernden Erstaunen. Als ich zwei Jahre nachher Hamburg und Bremen besuchte, fand ich, obgleich diese Städte der indeß noch höher angewachsenen Gefahr noch viel näher lagen, eine ähnliche Versunkenheit und das Vertrauen auf das Herkommen, geschont zu werden; ja, sie betrachteten ihr Loos für so getrennt von dem Schicksale des übrigen Deutschlands,

daß die Franzosen, wie man laut erzählte, aus Hamburg und Bremen Zufuhr an Munitio und Kriegsbedürfnissen zur Ueberwältigung der Deutschen erhielten. Freie Handels=speculation, ohne politische Rücksicht auf das Schicksal des deutschen Reiches, von dem doch zuletzt das Ihrige abhing! Die Gleichgültigkeit der Hansestädte gegen das übrige Deutschland hatte im Frieden wie im Kriege es vorbereitet, daß sie endlich sehr bedrückte „gute Städte Frankreichs“ wurden. Lübeck büßte seine philiströse Zuversicht auf herkömmliche Sicherheit zuerst im Jahre 1806. Eine reiche Handelsstadt, die zugleich eine Festung sein soll, ist freilich ein Säbel mit goldner Klinge, der den Räuber mehr anlocken, als schrecken, und zur Abwehr nicht taugen würde. Da aber die Stadt einmal Wälle, Artillerie, eine zur Wehrhaftigkeit verpflichtete Bürgerschaft besaß: hätte die Stadt die Artillerie und die Mannschaft auf die Wälle geführt und so die Thore geschlossen, Blücher hätte sie nicht zur gebrechlichen Nothwehr brauchen können, und die Franzosen hätten sie nicht geplündert und — so weiter. Hamburg und Bremen entgingen wenigstens dem letztern Schicksale, da es, wie ich glaube, nur einer Capitulation bedurfte, sie zu besetzen, keiner Erstürmung. Ihre Buße kam später. —

21 Jahre später fand ich Lübeck in vielen Punkten sehr verändert. Ich forschte nach mehreren angesehenen Familien, in denen ich früher Zutritt gehabt, nach verschiedenen ausgezeichneten Männern, die ich gekannt hatte. Diese waren fast alle todt, Jene theils verarmt, theils weggezogen. Eine reizende Frau, die mich lebhaft interessirt hatte und ein glänzendes Leben führte, war von ihrem Gatten geschieden worden und besorgte jetzt die Wirthschaft eines ihrer ehemaligen Verehrer. — Selbst den einnehmenden Dichter

Overbeck, dem Deutschland so manches seelenvolle Lied verdankt, fand ich sehr verändert. Er schien zu sehr der Sonne ausgesetzt gewesen zu sein und seinen moralischen Teint verdorben zu haben. Er hatte als Delegirter der Stadt lange in Paris gelebt, oft Napoleon gesehen, und seine ehemalige einfache Liebenswürdigkeit hatte einem Anstrich höfischer Bornehmheit Platz gemacht. Weltlauf! dachte ich und war beruhigt.

Im Ganzen glaubte ich zu sehen, daß mit dem alten Reichthum Lübecks, den die Französischen Gewalthaber an sich zu bringen gewußt, auch die alte, heitere und in mehreren Rücksichten achtungswerthe Spießbürgerei verschwunden sei, die im Grunde nichts ist, als der nationale Patriotismus sehr kleiner Staaten. In diesem Sinne war der größte Theil Deutschlands im vorigen Jahrhundert voll Spießbürgerei. — Die Lübecker waren jetzt durch die Gewalt der Ereignisse aus ihrer alten Beschränktheit fortgerissen, zur Verknüpfung ihres Interesse, ihrer Sitten und Gebräuche mit vielseitigen Fremden. Sie dachten geringer von der Würde und Wichtigkeit ihrer Stadt, aber strebten eben deshalb vernünftiger darnach, vielartige Verbindungen außer derselben anzuknüpfen. Ihr alter Handel war zerrüttet und ihr Reichthum dahin; dafür war sichtlich eine umfassendere Industrie erwacht, und die Hoffnung erhielt ihren Muth, das Verlorene ließe sich wiedergewinnen.

Ich kann nicht sagen, daß das kleine, achtungswerthe Völkchen mir durch die Verwischung seiner herkömmlichen Individualität interessanter schien, als bei meinen Besuchen im vorigen Jahrhunderte; aber ich freute mich über die Entschlossenheit, mit der es Wege suchte, sich wieder empor zu helfen.

Im Postwagen.

Ueber meine Fahrt von Lübeck nach Leipzig spricht mein Tagebuch sehr wenig. Es thut mir leid. Eine Schilderung des Schleichens vor 43 Jahren durch Gegenden, die man jetzt durchfliegt, müßte manchen piquanten Zug darbieten. Um ganz zu begreifen, welche Fortschritte Deutschland gemacht hat, muß man im vorigen Jahrhundert dort mit der fahrenden Post gereist sein. Für Alle, die nicht reich genug waren, ein eigenes Fahrzeug zu besitzen und Extrapost zu bezahlen, gab es kein anderes Reisemittel. Die Gestalt der Einrichtungen aber zum Dienst der ärmeren Classen hat mir immer ein untrüglicher Maßstab davon geschienen, wie viel Achtung eine Regierung für ihr Volk hat. — Man hatte mir den Postwagen in Lübeck als vorzüglich bequem gerühmt. Ich glaube, das Ding hieß sogar die „gelbe Kutsche“. Mich schauderte, da ich es sah. In Livland gab es freilich damals gar keine öffentliche Passagierwagen; aber eben daher fuhr Jedermann, der nicht Bauer war, in mehr oder weniger bequemen Equipagen. Hier stand ein ungeheuer langer, schwerer, unsaubrer Kumpelkasten vor mir, der auf den Achsen ruhte, und in dem für die Reisenden durch Nichts gesorgt war, als durch das Verdeck, durch die aus übelriechendem Leder bestehenden Seitenwände und dadurch, daß die ugepolsterten Sitzbretter mit Riemen an die Rippen des Wagens geschnallt waren.

Meine Reisegesellschaft bestand aus zwei Jünglingen aus Holstein, die nach Jena wollten, einem Leintwandhändler aus Gera, zwei Juden und — mehreren Kästchen und Körben voll übelriechender Seefische, Krabben u. s. w., die als Leckerbissen des Strandes ins Innere Deutschlands

versendet wurden. Weiterhin wechselten sie mit anderen Provisionen ab. Ich erinnere mich, später einmal in einem solchen Wagen mit zwei todten Rehen gefahren zu sein. — Bald knüpfte sich eine allgemeine Unterhaltung an, aber sie wurde mir durch ihre Abgeschmacktheit fast noch unerträglicher, als der Geruch der rohen Lederbissen.

Der Postwagen hielt in Mölln an, und wir stiegen aus. Dem Hause, wo es geschah, gegenüber stand ein altes gothisches Kirchlein auf einem Hügel, an dem eine Treppe hinaufführte. Wir gingen ihr näher. Als wenn jeder Reisende sogleich mit der Glorie des Städtchens bekannt gemacht werden sollte, hatten die Möllner Gulenspiegel's Grabstein mit der auf einem runden Spiegel sitzenden Gule außen an die Kirchenmauer gelehnt. Wir freuten uns lachend, ihn gesehen zu haben, aber es hatte die schlimme Folge, daß, als wir wieder im Wagen saßen, Jeder einige der meistentheils albernen Streiche des argen Schalksnarren erzählte. Alle hatten den bekannten Pöbelroman gelesen, aber Jeder schien vorauszusetzen, daß er allein so glücklich gewesen. Endlich machte der Leinwandhändler den unglücklichen Spaß, zu fragen, ob wohl Gulenspiegel auch im Himmel noch Spaß treiben möge? und das führte zu einer so faden, anfangs scherzenden, bald aber ernsthafteren und so immer faderen, endlich eifrig werdenden Debatte über die Freuden der Seligkeit. Auch die Juden nahmen zulezt Theil, und da das Gespräch anfang, in einen Streit auszuarten, verlor ich endlich die Geduld. Ich forderte, man möge nun auch meine Meinung hören, und hielt aus dem Stegreif eine Rede in Knittelversen, in der ich nach einander jede der aufgestellten Hypothesen von dem, was im Himmel geschehe, persiflirte. Nach jeder Abfertigung einer solchen

lachten Alle, bis auf Den, der sie aufgestellt hatte; als ich aber schloß:

Nur die Vermuthung hatte Gewicht —

In solchen Wagen fährt man nicht.

rief die ganze Reisegeellschaft lachend: „Nein! Nein! Nein!“ denn wir hatten so eben ein paar entsetzliche Stöße erhalten.

Leipzig zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Nach einer Reise von mehreren Tagen und Nächten kam ich bei Nacht in Leipzig an. Man führte mich in ein Hans, das man das Posthörnchen nannte und das, glaub' ich, vorzüglich zur Einkehr für Postpassagiere bestimmt war. Ich erhielt ein artiges Zimmerchen und ein bequemes Bett mit einem ungeheueren Deckpfehl von Dunen. Ich bebte anfangs vor ihm zurück, aber nach der langen, kalten Nachtfahrt that es mir wohl.

Als ich am Morgen mich beim Kaffee mit meinen Erwartungen von Leipzig beschäftigte, das man mir so oft wegen seiner anziehenden Gestalt, seines Reichthums, seines Geschmacks, der Bildung seiner Einwohner und der Gelehrsamkeit seiner Universität gerühmt hatte, erhielt ich wenigstens einen Beweis der artigsten Zuborkommenheit. Die Wirthin meldete mir den Herrn Magister Du — an, und gleich darauf trat ein freundliches, etwa 40jähriges Männchen ein, in einem eleganten, etwas sehr langen Ueberrocke, schön frisirt und gepudert, aber mit einem jener freundlich kalten Gesichter, denen man beim ersten Blick unterwürfiges und gefaßtes Ertragen unangenehmer Lagen ansieht. Der Magister hieß mich willkommen in Leipzig,

bezeigte sein Vergnügen, mein erster Bekannter zu werden, und erbot sich zu Gefälligkeiten, deren ich etwa bedürfen könne. Ich glaubte im ersten Augenblicke, er wolle mir Cicerone sein. Das war aber nicht der Fall. Ich habe nie erfahren, was ihn zu seiner gütigen Aufmerksamkeit bewog, wenn es nicht etwa war, eine leere Wohnung in dem benachbarten Hause einer Freundin durch mich zu besetzen. Seine Bekanntschaft wurde mir indeß in der Folge angenehm und oft nützlich. Er war kein glänzender Geist und kein großer Gelehrter, aber besaß doch ein bedeutendes gelehrtes Wissen und aufgeklärten Verstand. Ueber seine persönliche Lage erfuhr ich im Laufe des ersten Gesprächs, daß er unverheirathet sei, ein Gehalt aus einem Fonds der Universität besitze, die Leipziger — damals sehr unbedeutende — Zeitung redigire und außerdem Corrector für Buchhandlungen sei.

Das Geschäft eines Solchen war damals in Leipzig geachtet. Man trug es nur Gelehrten auf, von dem Fache, zu dem die im Drucke stehende Schrift gehörte. Sie trieben es mit oft ängstlicher Gewissenhaftigkeit, schlugen wegen der Schreibart einzelner Wörter viele Bücher nach, ja correspondirten darüber*). Als Götschen, ein trefflicher, selbst hochgebildeter Mann, nachdem er Wieland's Werke verlegt hatte, auch Klopstock's sämtliche Schriften in Grimma drucken ließ, gab er seinem Freunde Seume dort Wohnung und ein jährliches Correctur-Honorar von 3 bis 400 Thalern sächsisch; ja, als er das Neue Testament griechisch mit

*) Sie brachten zu ihrem Geschäfte Federn *xal vovv* und verbesserten selbst wohl Verseheu der Verfasser. So that Sander mit Lafontaine's Romanen und Seume mit Klopstock's Schriften, und Lafontaine und Klopstock dankten ihnen dafür.

neuer, für jeden Buchstaben gewählter und frisch gegossener Schrift drucken ließ, wurde die Correctur von drei in verschiedenen Städten wohnenden gelehrten Theologen besorgt. Nach Vollendung des Druckes bot er eine Prämie von einem Ducaten für jeden Druckfehler, den man ihm noch zur Verbesserung nachwies. — Ein fehlerhafter Druck galt damals für eine schimpfliche, den Verleger selbst herabsetzende Erscheinung.

Mein guter Magister Du — war, wie ich bald fand, einer von jenen Köpfen, die viel Empfänglichkeit für Wahrheiten haben und sie begreifen, aber nicht die Geisteskraft, selbst eine neue zu entdecken, oder eine erlernte geltend zu machen. Die kritische Philosophie war damals Mode, wie wohl noch lebhaft von den Leipziger Ekλεκtikern bestritten. Die Verhandlungen über sie reizten Du —. Auch er trat einige Jahre später mit einer philosophischen Schrift auf. Für welche Seite, weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß er mir sie nach Berlin schickte und mich um Hilfe bat gegen diejenigen, die sie als unbedeutend behandelten. Gern hätte ich ihm dadurch für seine Gefälligkeit gedankt; ich gestehe indeß, es schien mir, jene Leute hätten Recht.

Auch körperlich war mein armer neuer Freund stiefmütterlich ausgestattet. Seine schiefen Schultern bemerkte ich sogleich, und als bei seinem Fortgehen der lange Ueberrock etwas auseinander schlug, zeigte sich, daß an den Beinen Etwas zu verbergen war. Als ich mich, ihn bedauernd, gegen meine Wirthin äußerte, sagte sie: „Ja freilich! Er ist ein Leipziger Kind.“ Und Sie? fragte ich. „Ich bin aus — —“ Ich weiß nicht mehr, woher, aber sie war, wenn auch etwas zu dick, doch wohlgestaltet.

Was sie mit ihrer Bemerkung hatte sagen wollen, errieth

ich bald. Ich brachte der Professorin G. eine Empfehlung. Sie nahm mich äußerst gütig auf; um so mehr that es mir leid, daß sie bucklig war. Ich wandte das Gespräch so, daß sie ihren Geburtsort nennen mußte. „Ich bin eine geborene Leipzigerin!“ sagte sie mit Selbstgefühl. — Der erste Professor, bei dem ich mich zum Collegium einschreiben ließ, war der als medicinischer Schriftsteller damals sehr geachtete Hebenstreit. Der Vortrag des wackeren Mannes, obgleich in einem sehr eintönigen Wörterflusse, war lehrreich und klar; er selbst aber klein und verschoben gewachsen. Ich erfuhr bald, daß schon sein Vater ein berühmter Arzt zu — Leipzig gewesen. — Ich beobachtete den Wuchs der Leute, die mir auf der Gasse begegneten, und fand zu meinem Erstaunen, daß ein sehr großer Theil derselben ausgewachsen war oder verdrehte Glieder hatte; fast so oft ich aber Gelegenheit hatte, Solche um ihren Geburtsort zu befragen, war die Antwort: Leipzig. Ein Arzt, dem ich meine Bemerkung mittheilte, behandelte den Gegenstand als unbekannt und erklärte ihn dadurch, daß die Rhachitis und ähnliche Uebel hier bis vor Kurzem die am meisten herrschenden Kinderkrankheiten gewesen. Bis vor Kurzem! Inhr ich freudig auf. „Ja!“ sagte er. „Sehen Sie nur, wie hoch viele unserer Häuser und wie eng unsere Gassen sind; denken Sie sich die eigentlich kleine Stadt noch mit stinkenden Gräben und jenseit derselben mit verschlossenen Gärten der Reichen umgeben: so wird es Ihnen einleuchten, welches elende, eingeschlossene Leben die Kinder der Armeren aller Classen führen mußten. Seit aber der Kriegsrath Müller, unser Bürgermeister, die Stadtgräben zuwerfen ließ und sie in parkähnliche Spaziergänge verwandelte, tummelt sich die Kindertwelt fröhlich darin umher und — bleibt gesund.“

Ich als ein seit lange hier practicirender Arzt kann es be-
nrtheilen.“

Vortrefflich! rief ich aus. Und wie ist der Mann be-
lohnt worden, der die künftigen Generationen in einer ganzen
bedeutenden Stadt vor Verkrüppelung sicherte?

„Der Kurfürst hat ihn zum Kriegsrath gemacht.“

Zum Kriegsrath? Also ist er nicht mehr an dem
Platze, wo er so nützlich war?

„Nicht doch“, erwiderte er lächelnd; „Müller ist geblieben,
was er war; er wird nur Kriegsrath genannt.“

Ich kehre zu meinem guten Magister Du — zurück.
Der wackere Mann war von unermüdllicher Gefälligkeit. Er
orientirte mich in Rücksicht der ersten Maßregeln, die ich
zu nehmen hatte, und verschaffte mir in seiner Nachbarschaft
ein sehr artiges Meßquartier, d. h. freilich ein solches, das
ich nur zwischen den Messen bewohnen konnte, weil es
während derselben viel theurer an Kaufleute vermietet
wurde. Es bestand indeß aus zwei artig möblirten Zimmern,
eine Treppe hoch, in der Grimmaischen Straße und kostete
nicht viel. Ich war dankbar und zufrieden. Er wollte mich
auch an seinen Genüssen Theil nehmen lassen und führte
mich auf die Funkenburg, wo es, nach seinem Ausspruche,
ganz vortreffliches — Bier gäbe. Ich fand ein Getränk,
das bei einem fade säuerlichen Geschmacke und wenig Geist
die Unverschämtheit hatte, stärker zu mouffiren als Cham-
pagner, und habe, nach dem ersten Kosten, seiner nie wieder
begehrt. Mein freundschaftlicher Führer wurde mir wegen
dieser Verschiedenheit des Geschmacks nicht böse; er ging
in seiner Theilnahme so weit, daß er mir, als er erfuhr,
daß ich kein Vermögen besäße, vorschlug, mich um die
Aufnahme in eine der vier Leipziger Nationen zu

bewerben, deren Mitglieder aus alten Fonds der Universität eine Art Pension erhalten. Diese vier Nationen waren oder sind noch, wenn ich mich richtig erinnere, die Meißener, die Sachsen, die Thüringer und die Polen. Ich entgegnete ihm, daß ich nicht das Glück hätte, aus einer dieser Nationen abzustammen. Er sann einen Augenblick nach und meinte dann, da Livland einmal zu Polen gehört habe, ließe sich die Sache wohl machen.

Ich ging zum Rector, legte ihm meinen Paß vor, den er kaum ansah, und zahlte die Gebühr der Inscription. Ich erhielt eine Matrikel und ein Exemplar der Gesetze der Universität, versprach sie zu beobachten, — und war Leipziger Student der Medicin. Dies Verfahren war noch in jenem liberalen Geiste, in welchem man einst Universitäten stiftete. Sie sollen nichts sein als Anstalten, wo Jeder, der gelehrte Bildung wünscht, die Gelegenheit findet, sie zu erwerben. Wie und mit welchen Ansichten er sie benutzen wolle, wurde dem Bedürfnisse seines Geistes überlassen; wer sie aber nicht benutzte, trug die Folgen seiner Nachlässigkeit. So bildeten sich die großen, originellen Geister, durch welche die Wissenschaften und die Geistesbildung im Allgemeinen während der letzten Jahrhunderte erstaunenswerthe Fortschritte machten.

Jetzt ist, besonders auf den preußischen Universitäten, eine andere Einrichtung getroffen, wahrscheinlich in Folge der politischen Verirrungen mancher studirenden Jünglinge nach dem Befreiungskriege; auch wohl weil sich die Aspiranten nach Staatsämtern zu sehr häuften. Es werden von jedem Jünglinge, ehe er die Matrikel erhält, allerlei Attestate gefordert, und in vielen Fällen muß er sich noch einem Examen in allen Wissenschaften unterwerfen, und dieses ist

nach Umständen so strenge, daß der berühmte Philologe Wolf, als er einmal ein solches Examen mitgemacht hatte, ausrief: „Gott sei Dank, daß ich seit fünf und zwanzig Jahren Professor bin. Student könnt' ich nicht werden.“ Ich glaub' es selbst. Wie jedes große, in einem Fache eminente Talent, hatte er ganz für das seinige gelebt und sich um viele andere Wissenschaften fast nur so viel bekümmert, als sie für jenes erforderlich wurden. Ich erinnere mich ganz bestimmt, daß er in einem Gespräche verrieth, die beiden Pythagoräischen Lehrsätze nicht zu kennen und Chile für eine brasilianische Provinz zu halten.

Ich hielt nun meinen Umgang in den Collegien, doch nicht mit sonderlichem Erfolge. Bei dem berühmten Hebenstreit ließ ich mich einschreiben zur Physiologie. Etwa fünfzehn Zuhörer fanden sich täglich für zwei Stunden zusammen in einer engen, heißen Stube, in welcher ein kleines, engbrüstiges Männchen am Fenster hinter einem Tischchen saß und leise und höchst eintönig sehr wichtige und verständige Dinge vortrug, die ich zwar meistens schon aus Haller's classischem Lehrbuch wußte, er aber so bereichert und erweitert aufstellte, daß ich vielleicht keine Vorlesung versäumte. Ob einer von den Hörern nachschrieb, erinnere ich mich nicht; ich that es nicht, ob ich mir gleich dazu Haller's Physiologie in mehrere Hefte hatte zerlegen und mit Papier durchschießen lassen. — Ich hospitierte bei dem Professor der Anatomie. In einem dunkeln, unheimlichen Saale des Paulinums saßen ungefähr eben so viele, als bei Hebenstreit, aber nicht auf Stühlen, sondern Bänken, die Raum für mehr als die zehnfache Zahl darboten. Ein kleiner alter Mann mit einer etwas schief sitzenden Perrücke bewegte sich vor dem Katheder hin und her und sprach;

sein Famulus aber trug auf einem Brette von Zeit zu Zeit den linken Schenkel einer alten Weibsperson herum, die kühnlich genug gewesen, sich in der Pleiße zu ertränken, wahrscheinlich bei hohem Frühlingsstande des Wassers. Dafür hatte sie nun das Schicksal, daß Herr Professor H. die Nerven ihres Schenkels mit der Pincette hervorzupfte. Ich nahm Brise auf Brise, die meine Nachbarn mir boten und kam nicht wieder. — Die Botanik hatte immer viel Reiz für mich gehabt, und Leipzig hatte einen berühmten Professor derselben, Hedwig, den Entdecker der Natur der Kryptogamen. Ohne erst zu hospitiren, ging ich zu ihm ins Haus, mich aufschreiben zu lassen. Ich fand einen ältlichen Mann, dessen etwas finstere, sinnige Miene beim ersten Blicke den mühsamen, stillen Forscher verrieth, aber zugleich, wie es mir schien, etwas Sorgenvolles hatte. Sein Gespräch war freundlich und einfach; seine Aussprache verrieth, wie es mir schien, den Ausländer; er war ein Ungar. Daß ich sogleich mein Honorar mit zwei Ducateu pränumerirte, was ungewöhnlich sein mochte, erwiderte er durch eine Einladung, am folgenden Tage, einem Sonntage, bei ihm zu Mittag zu essen. Ich kam und begrüßte ihn in der Mitte einer kleinen, aber liebenswürdigen Familie, mit der ich indeß nicht in nähere Bekanntschaft kam. Weniger, als diese, gefiel mir sein Collegium. Es wurde in dem Geräthschaftshäuschen des botanischen Gartens gehalten. Dieser Garten selbst war ein zwischen Häusern eingeschlossenes Plätzchen, etwa dreißig Schritte lang und noch weniger breit. Das Merkwürdigste, was ich darin fand, war ein Prachtexemplar der *Aselepias Syriaca*, das in der eingeschlossenen heißen Luft zu einer ungewöhnlichen Höhe und Blüthenfülle gelangt war. Hedwig's Vortrag war gründlich,

aber einfach und schmucklos. Er selbst schien zu bemerken, daß ich nicht sehr davon angezogen wurde, und als er die allgemeine Physiologie der Pflanzen und ihre Classification vollendet hatte, sagte er mir, den er schon wegen meiner höheren Altersreise nicht mit den anderen Studenten in eine Klasse setzte, im Vertrauen, er käme jetzt zur Erklärung der Nomenclatur, die für mich nicht belehrend sein könne. Er würde mich es wissen lassen, wenn er zum Botanisiren ins Freie ginge. Es geschah pünktlich, und mit der Mappe unterm Arme, zum Einlegen der Pflanzen, machte ich einige seiner Ausflüge mit, ermüdete aber bald.

Ich setzte meine Professoren-Schau in mehreren medicinischen Auditorien fort, ohne mich gereizt zu fühlen, mich in ihnen einzubürgern. Eines Tages indeß sah ich eine sich fast drängende Menge von Studenten in ein Haus gehen. Ich folgte ihr und gelangte in einen geschmackvoll ausgemalten Saal, in dem viele Reihen von Stühlen besetzt waren und eine große Anzahl Hörer noch standen. Endlich kam ein schon ziemlich bejahrter Mann — Leipzig hatte damals nur einen jungen Professor —, modern, doch ohne Ziererei gekleidet, aus einem Cabinette, ging raschen, leichten Schrittes durch die Versammelten, bestieg ein zierliches, mahagonifarbenes Katheder, begrüßte die Gesellschaft, legte einige Blätter vor sich hin, zog in Gold gefaßte Augengläser heraus, blickte einen Augenblick auf seine Papiere und begann nun einen glänzenden, geistreichen Vortrag, nur selten durch einen flüchtigen Blick auf seine Blätter unterbrochen. Offenbar improvisirte er nur, aber der Fluß treffender Sachtgedanken und witziger Einfälle, meistentheils Sarkasmen gegen Kant und dessen Jünger, hielt die Zuhörer in dauernder, froher Spannung.

Ich blickte in der Versammlung umher; alle Gesichter zeigten den lächelnden Ausdruck des Genusses. Viel zu bald für mich und Alle, glaub' ich, schlug die Glocke. Der Professor schob seine Papiere zusammen, grüßte die Versammlung und kehrte so rüstigen Ganges, als er gekommen war, ins Cabinet zurück. Dies stand offen, und ich konnte mir nicht versagen, hinein zu blicken. Es war leer, und ich ging hinein. Ich fand es sehr elegant meublirt, mit seidnem Sopha, Spiegeln und Kupferstichen. Einer dieser letzteren zeigte eine Cule, die mit einer Brille auf dem Schnabel, neben einer brennenden Lampe in ein offenes Buch blickte. Unter — oder über — ihr hing — Kant's Porträt. Der Anblick und die Nachbarschaft machte lachen, aber ich gestehe, daß ich den Sinn des satyrischen Einfalls nie habe völlig herausbringen können. Daß Kant den Vogel der Weisheit durch Brille und Lampe — Vorurtheil und Pedanterei — geblendet habe, wäre doch wahrlich ein allzu wenig passender Vorwurf, da die kritische Philosophie gerade das Ziel hatte, Blendwerke, die man für Weisheit gab, zu zerstören, — jene Brille zu zerschlagen und jene Lampe auszulöschen. Ich erfuhr später, dies Cabinet sei für Damen und hohe Durchreisende bestimmt, die der Ruhm der Beredsamkeit und des Witzes, den der Professor besaß, nicht selten bewöge, bei ihm einmal zu hospitiren. — Jetzt ist sein Ruhm vergessen und die „kritische Philosophie“ so sehr aus der Mode gekommen, als ein Gewand der Wahrheit es kann. Sie selber ist unsterblich.

Beim Herausgehen rief mir ein Bekannter zu: „Nicht wahr, Platner liest vortrefflich?“ — Hinreißend! antwortete ich. Aber worüber las er denn heute? — „Nun,

über medicinische Anthropologie.“ So, so. Ich habe nichts Medicinisches bemerkt. —

Als ich später Seume meine Erfahrungen bei der medicinischen Facultät zu Leipzig klagte, runzelte er die Stirn und antwortete: „Gehen Sie zu unseren Philologen und Juristen, und Sie werden Leipzigs gelehrten Glanz anerkennen.“ Dazu fühlte ich denn keinen Beruf. Eben so wenig kann ich über den Ton unter den Studenten Etwas sagen. Sie mochten mich zu alt finden, wie ich sie zu jung fand, und so kamen wir nicht in Berührung.

Interessanter war es mir, das Verhältniß der Univerſität und der Gelehrten zu dem Handelsstande in Leipzig zu beobachten. Ich freute mich, zu bemerken, daß beide Klaffen freundschaftlich in einander zu fließen schienen. Die Professoren nahmen an allen gesellschaftlichen Veranstaltungen gleich lebhaften Antheil, als die Kaufleute, und hatten selbst für die städtischen Verwaltungs-Angelegenheiten rege Theilnahme; der Handelsstand wiederum, in dem es zu Leipzig mehr wissenschaftlich Gebildete gab, als ich je später in einer Handelsstadt fand, behandelte die Gelehrten weder mit scheuer Zurückhaltung, noch mit einer vornehmen Beschüttermiene. Freilich gab es unter den Professoren sehr reiche, und einige besaßen sogar Rittergüter in der Nähe der Stadt. Selbst die schönen Geister, sonst die ungesügigsten gegen die Forderungen der bürgerlichen Gesellschaft und daher meistentheils am schlimmsten situiert, befanden sich, wenigstens die älteren, in Leipzig sehr wohl und standen häufig in bürgerlichen Geschäften und Ehren. Daß ein geistreicher Dichter Bürgermeister war, nämlich Müller, hab' ich schon angeführt. Weiße war bekanntlich Kreis-Steuer-einnehmer, was vor ihm ein noch glänzenderer Kopf,

sein Freund Rabener, gewesen war. Bei dem ersten Einkaufe ferner, den ich in einem Schnittwaaren-Laden machte, war es einer der beliebtesten deutschen Lustspiel-Dichter, der mir die Zeuge vorlegte und meinen Kauf zumäß, Breßner. Genug, die Autoritäten in Stadt und Staat hielten die dichterischen Köpfe nicht unfähig zu ernstern Geschäften, und die Poeten glaubten nicht ihren Geistesberuf herabzuwürdigen, wenn sie ihn mit prosaischer Nützlichkeit in Verbindung brachten. Beides ist gar nicht so alltäglich, als es vernünftig ist.

Seume.

Graß, der Maler und Dichter, hatte mir eine Adresse an eine alte Dame zu Leipzig mitgegeben, die viel Gutmüthigkeit mit Bildung des Geistes verband. Ich trug das Blättchen hin, fand sie krank, schickte es ihr hinein mit der Bezeichnung meiner Wohnung und ging fort, um einen Spaziergang zu machen.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Fremden, der in meinem Vorzimmer mit starken Schritten auf- und abging, einen kleinen mageren Mann, in einem sehr bescheidenen Ueberrocke, mit einem Blicke, dessen Bestimmtheit zu der Bläue seiner Augen nicht zu passen schien, einem buschigen Backenbart und schlichtem braunen Haar. Er brachte mir ein Compliment von der Professorin, mit der Bitte, den folgenden Mittag bei ihr zu essen. Ich versprach zu kommen, wenn es möglich sei. „Was, möglich!“ erwiderte der Fremde; „Sie müssen bestimmt zusagen und auch kommen. Heut' ist sie wirklich krank, und zu morgen bittet sie Gesellschaft für Sie.“ Dieser Ton fiel mir an einem Bedienten an, denn dafür hielt ich ihn. Nun gut, antwortete ich;

ich werde gewiß die Ehre haben. Mit diesen Worten schloß ich meine Thür auf. — Der Fremde ging rasch vor mir hinein, warf seine Pandurenmütze auf den Tisch und rief, indem er mir die Hand entgegen reichte: „So seien Sie denn herzlich willkommen in Deutschland! — Ich heiße Seume.“ Wir hatten uns während seines Aufenthalts in Vivland dem Namen nach kennen gelernt, aber nie gesehen. Mit lebhafter Freude umarmte ich ihn.

Er hatte die Dame, die auch seine Freundin war, besucht; sie hatte ihm von dem erhaltenen Briefchen erzählt, und er darauf bestanden, ihre Botschaft an mich zu übernehmen.

Unsere Bekanntschaft verwandelte sich bald in eine vertraute Freundschaft. Er machte in Leipzig meinen Cicerone. Anfangs zeigte er mir mit einem gewissen patriotischen Stolz eine Menge ausgezeichnete Männer und merkwürdiger Dinge; aber ich fing bald an, ihn mit diesen großen Gelehrten, von denen es sich bei näherer Nachfrage ergab, daß sie das Reich des Wissens mit keinem einzigen großen oder nur neuen Gedanken bereichert hatten, diesen talentvollen Köpfen, die so allerliebste Almanachsliederchen, Erzählungen und Mode-Romanzen geschrieben hatten, diesen Merkwürdigkeiten endlich zu necken, die ihren Ruhm irgend einer Anekdote aus der Jugend der deutschen Literatur oder eines berühmten Schriftstellers verdankten. Er wurde böse und demonstirte; aber bald lachte er mit. Der Maßstab, nach dem ich würdigte, war im Grunde auch der seinige, sobald er sich besann. Er war aus den älteren, gleichsam abgeschlossenen Literaturen entlehnt, durch die ich mich gebildet hatte, und das Studium einer solchen ist von dem Anblick einer lebenden verschieden, wie ein Spaziergang durch den Wald

im Winter von einem im Sommer. Auf jenem erblickt man nur noch die großen dauernden Formen der Natur, denen der Wechsel der Jahreszeit nichts anhaben kann; auf diesem macht sich jedes Büschchen mit seinem leicht verwehten Blätterpuzze breit.

Seume's Charakter gehörte zu den reinsten, edelsten, festesten, die ich gekannt habe; aber er war zugleich derjenige, an dem mir der Unterschied zwischen Stärke und Kraft, das heißt zwischen dem Vermögen, zu widerstehen, und jenem, zu wirken oder zu schaffen, am hellsten eingeleuchtet hat. Man kennt die sonderbaren Wechsel seines Lebens. Es ist nicht möglich, ihn aus allen seinen niederbeugenden Lagen und dann wieder aus sehr glänzenden durchaus unverändert hervorgehen zu sehen, ohne seine Stärke zu bewundern. Aber bei den auffordernden Situationen, durch die er ging — wie kam es doch, daß er sich nie eine bedeutende, selbständige Rolle nahm, nie auch nur eine große oder historisch-wichtige That beging? Ihm fehlte *Kraft*. — Die *Stärke* des Geistes ist Vernunft und Gefühl; alle seine Schriften sind voll hellen Raisonnements und lebhaft ausgedrückter Empfindungen. Die *Kraft* des Geistes ist Verstand und Phantasie; nach großen, neuen Ansichten sucht man bei ihm vergebens, und ein Kunstwerk hat er nie zu schaffen vermocht. Er hatte das Talent des glücklichen Ausdrucks; daher sind ihm, bei stürmisch aufgeregtem Gefühl, einige lyrische Gedichte gelungen, die in ihrer Art vortrefflich sind. Die bedeutendste seiner mit Vorbedacht abgefaßten Schriften ist sein „Spaziergang“; aber ihr ganzer Werth besteht in der Treue, mit welcher er seine Eigenthümlichkeiten ausdrückt. Hätte Seume so viel Kraft als Stärke des Charakters besessen, er würde wahrscheinlich schon in Amerika gewaltig in den Gang der

Begebenheiten eingegriffen und die Briten es theuer haben bezahlen lassen, daß sie ihn wider seinen Willen dahin transportirten. Wäre sein Verstand und seine Phantasie seiner Vernunft und seinem Gefühle gleich gekommen, er wäre vielleicht einer der größten Schriftsteller oder Dichter seiner Nation geworden.

Wieland hat ihn einen wahren Cyniker, im edelsten Sinne des Wortes, genannt. Das ist eine Bestätigung meines Urtheils. Der Triumph der Stoa war Widerstand, nicht Unternehmung. Merkwürdiger scheint es mir, daß Seume sich heimlich in diesem Stücke sehr richtig beurtheilte. In einem unserer vertrauten Gespräche machte ich ihm einst freundschaftliche, ziemlich lebhaftes Vorwürfe darüber, daß er in allen Verhältnissen seines Lebens immer und immer nur damit beschäftigt gewesen sei, seine moralische Individualität zu retten. Ich ging so weit, zu behaupten, daß es Größe sei, allenfalls selbst jene Individualität der Ausführung einer großen, wohlthätigen Idee zu opfern. Er stritt heftig; endlich aber schüttelte er mit jener sonderbaren Weise, die seine Freunde wohl alle an ihm gekannt haben, murrend den Kopf und rief: „Lassen Sie mich in Ruhe! Ich gehöre nun einmal zu den Menschen, die nur: Ich will nicht! sagen können.“ Dieses Gefühl selbst mag die Ursache gewesen sein, warum er bei den Alltäglichkeiten des Lebens so gern und so oft: „Ich will!“ sagte und dabei unerschütterlich beharrte. Es war doch immer nur ein umgewandtes: „Ich will nicht!“

In Leipzig, das Seume, aus einem benachbarten Dorfe gebürtig, als seine Vaterstadt betrachtete, lebte er jetzt auf dem Fuße eines wohlhabenden Fremden. Der General und Ambassadeur Zgelström, dessen Sohn er ein paar Jahre auf

der Universität zu leiten bemüht gewesen, und bei dem selber er später in Warschau Secretär für die militärischen Dienstfachen war, hatte ihn bewogen, einen jungen Russen aus vornehmer Familie als Führer und Vorsorger wieder nach Leipzig zu begleiten. Der Jüngling, ein Herr von Muromzow, hatte zu Warschau bei der Revolution 1794 einen Schuß in die Brust erhalten, war dann zugleich mit Seume gefangen und durch die Capitulation der Stadt befreit worden. Da seine Wundärzte in Rußland an Heilung der die Lunge berührenden Wunde verzweifelten, hatten sie ihn ins Ausland geschickt, um dort dem Tode entgegen zu weilen; doch ehe es geschah, führte ihn Kaiser Paul's Befehl an alle Russen im Auslande nach Hause, wo er wenigstens im Zirkel seiner Familie gestorben sein wird. Zu retten war er, nach dem geheimen Ausspruche des geschicktesten Wundarztes in Leipzig, nicht. Es war ein lebhafter, geistreicher Jüngling, von hoher Gutmüthigkeit und brennender Begier, seine etwas vernachlässigte Bildung zu vervollkommen. Er war überzeugt, daß er gesund werden würde. Ost rührte es mich tief, ihn mit froher Hoffnung von seiner Zukunft sprechen zu hören, indeß sein schönes Auge fieberhaft glänzte und ein rother Flecken auf seiner Wange die Nichtigkeit aller Hoffnungen für ihn aussprach.

Der neunzehnjährige Herr von Muromzow war Major, sein 36jähriger Mentor, der berühmte Seume, nur Lieutenant, beide im Dienst; aber sie waren ein paar sonderbare Militärs! Der Major, wahrscheinlich als Kind in die Garde aufgenommen, so bei der Entlassung daraus zu seinem Range gelangt und dann sogleich aus dem Vaterhause der Gesandtschaft in Warschau beigegeben, hatte eine fast kindliche Naivetät und Liebenswürdigkeit. Vom Felddienst

kannte er selbst die meisten Ausdrücke nicht, und schwerlich hatte er jemals in einer feindlichen Absicht den Degen gezogen. Er selbst versicherte einmal, er sei ganz unschuldiger Weise zu seiner Wunde gekommen, und war deshalb am meisten gegen die Polen erbittert.

Seume wiederum hatte ursprünglich Theologie studirt, war aber aus Vorliebe für die griechischen Dichter zur Philologie übergegangen, dann auf einer Fußreise, die er, als ganz frischer Magister, machte, von den Hessen mit Gewalt enrollirt und nach Amerika geschickt als gemeiner Soldat. Ob er als solcher sich im Dienst auszeichnete, weiß ich nicht, aber er wurde in dieser Lage nicht müde, den Theokrit und Horaz zu studiren, und machte Gedichte. Nach Europa zurückgekehrt und entlassen, wurde er wieder mit Gewalt von den Preußen enrollirt, desertirte aus Wesel, wurde gefangen, pardonirt und endlich, schon mit der schweigenden Voraussetzung, daß er nicht zurückkehren würde, beurlaubt. In Leipzig machte er seinen Magistergrad geltend, erlangte aber Nichts durch denselben, als die Hofmeister-Stelle bei dem jungen Baron Igelström; dann wurde er vom Vater desselben als brauchbarer Secretär angestellt und trat in russische Dienste als Lieutenant. Hat er jemals in Amerika einem Gefechte beigewohnt, so hat er gewiß mit Unererschrockenheit Stand gehalten; als russischer Militär hat er, selbst zur Zeit der Revolution in Warschau, nicht gefochten. Bei dem Rückzuge der Russen vergessen, steckte er während des Tumults auf einem Oberboden hinter Fässern und kam erst, als der Lärm vorüber war, hervor, um seinen Degen abzugeben, ein Verfahren, das ich sehr vernünftig finde, und das eben kein nachtheiliges Licht auf seinen Muth wirft. Ob er viel vom russischen

Dienstreglement wußte, kann ich nicht sagen; aber er hatte als Lieutenant nothwendig gefunden, neben den alten Dichtern auch Cäsar und Polybius eifrig zu studiren. Er demonstirte mir einmal nach diesen, daß der Erstere höchst wahrscheinlich mit seinen Römern die meisten jehigen Heere schlagen würde, gab mir aber doch recht, als ich meinte, des Imperators erste Maßnahmen dazu würden sein, sich Artillerie zu verschaffen, seiner Infanterie aber Flinten und seiner Reiterei Steigbügel zu geben. Er selbst wäre, glaub' ich, nicht zum Militär zurückgekehrt, selbst wenn man ihn zum Obersten gemacht hätte, behielt aber doch aus dem Dienste mit Vorliebe einen großen Backenbart bei und einen barschen, soldatischen Ton im Sprechen und Benehmen, der seinen oft zarten, immer edelen Aeußerungen einen ganz eigenthümlichen Charakter gab.

Als ich im Herbst 1796 nach Jena gegangen war, besuchte er mich schon vier Wochen nachher; in den folgenden Jahren machten wir zuweilen Reisen von zehn oder zwanzig Meilen, nm ein paar Tage mit einander zu leben, und der früheste meiner Freunde in Deutschland war fast auch der letzte, den ich sah. Er hatte mich im October 1806 in Berlin besucht; zwei Tage vor der Schlacht bei Jena schieden wir nach einer langen, trüben Unterredung — auf immer. —

Der Schauspieler Christ.

Nächst Seume machte der Schauspieler Christ, trotz der großen Verschiedenheit unseres Alters, mir den Aufenthalt in Leipzig angenehm. Wir hatten uns schon in Riga gekannt. Auch er war, wenn nicht ein geborener Leipziger, doch höchst wahrscheinlich ein Sachse; denn ich besitze noch

ein Briefchen von ihm, in welchem er mich versicherte, es sei ihm sehr gleichgültig, ob er einmal „die Berlendore des Paradieses“ zu sehen bekäme, aber er hoffe von der „Rüte Kottes“, daß sie ihm seine muthwilligen „Streeche verkeben“ werde. Merkwürdig war es, daß er nicht so fehlerhaft sprach, als er schrieb, vorzüglich nicht auf der Bühne. Als Schauspieler trage ich kein Bedenken, ihn, ob ich ihn gleich erst in seinem weit vorgeschrittenen Alter kennen lernte, neben Jffland und Fleck zu stellen. Er war Meister in seiner Kunst, sowohl in den geistigsten Theilen derselben, als in den niedrigsten. Sein Gedächtniß war schwach geworden; seine Stimme hatte den Klang verloren; seine Stirn durchzogen schon Runzeln, aber sein Geist war noch lebhaft und sein Körper gewandt. In Riga, wo er neben Koch und Porsch stand, war es immer für Gebildete eine wirksame Lockung, wenn sie seinen Namen auf dem Komödien-Zettel fanden. Helden und erste Liebhaber konnte er schon damals längst nicht mehr spielen, aber in den verschiedenartigen Fächern, die ihm noch übrig waren, vergriff er keine bedeutende Rolle und wußte auch der geringsten Bedeutung zu geben. Ich erinnere mich noch mit Bewunderung, wie er einst in einer Woche zu Riga König Philipp im Don Carlos mit einer Schauer erregenden Würde, hernach den Mohren im Fiesco gewandt wie ein Jüngling und dann den alten, berauschten Gärtner in Figaro's Hochzeit zum lebendigsten Ergötzen spielte. Dabei war er auch in den Nebendingen der Darstellung und der Ausrüstung der Rollen wahrer Künstler. Er malte z. B. anf seinem Gesichte den Charakter jeder derselben meisterhaft hin, so daß man immer ein anderes zu sehen glaubte.

Christ hat, bei weit höherem Talent und reiferer Kunst,

als die Allermeisten der seit vierzig Jahren hochgepriesenen und dann wieder bald vergessenen Schauspieler, nie einige Berühmtheit besaßen. Die Hauptursache war: es gab zur Zeit seiner Blüthe keine Tageschriftstellerei in Deutschland, die, aus Mangel an Stoff, die Bühne und ihre Leistungen in allen Städten und Städtchen als eine Nationalangelegenheit behandelte. Lessing und Engel haben ihn wahrscheinlich nie gesehen, und ihre Stimme war es vorzüglich gewesen; die Eckhof's und Schröder's glänzenden, vielleicht unerreichbaren Talenten Anerkennung verschaffte. Zudem fehlte seinem Charakter die liebenswürdige Einfachheit Eckhof's und die imponirende Persönlichkeit und Schriftstellergabe Schröder's. Er nahm das Leben leicht und froh, und sein reiches, satirischer Witz eignete sich mehr dazu, ihm Feinde, als Freunde zu machen. Besonders hatte er unwiderstehlichen Hang zu — um seinen Ausdruck beizubehalten — muthwilligen „Streechen“, deren er mir selbst mehrere spielte.

Es geschieht so selten, daß ältliche Männer Scherz verstehen, daß ich einen Vorgang hersehen will, der in diese Kategorie gehört.

In Berlin saß ich eines Tages bei einer kranken Freundin auf dem Sopha, als plötzlich mit raschen Schlägen an die Thür geklopft, diese dann ebenso rasch geöffnet wurde, und ein nicht großer Mann hereintrat mit geistvollem Gesicht und ziemlich quecksilbern in jeder Bewegung. Er ging auf die Dame zu und fragte mit etwas quäkender Stimme: „Wie geht's heute?“ Ich errieth, daß es der Arzt sei und entfernte mich ins Vorzimmer. Als er wegging, redete er mich an und es entspann sich ein kurzes, aber lebhaftes Gespräch zwischen uns. Endlich fragte er: „Wer sind Sie?“, nickte dann freundlich, lief fort ohne Hut, den

er gewöhnlich im Wagen liegen ließ, und sprang in sein Fahrzeug. Nach zwei oder drei Tagen wiederholte sich der Auftritt und schloß wieder mit jener Frage. Ich beantwortete sie lächelnd, als sie aber nach einigen Tagen zum dritten Male wiederkehrte, verdroß sie mich, und ich sagte so bescheiden wie möglich: Ich bin der Hofrath Heim. — Er prallte einen Schritt zurück, sah mich einen Augenblick starr an und rief: „Sehen Sie mal, bis jetzt habe ich geglaubt, ich sei der Hofrath Heim. Wer bin ich denn?“ So viel ich weiß, antwortete ich, sind Sie der Doctor Merkel. „Gut, gut,“ rief er. „Wie man so vergeßlich sein kann. Also ich bin der Doctor Merkel.“ Und er nickte so freundlich und lief so eilig fort wie sonst.

Chr. F. Weiße.

Unter den achtungswerthen Gelehrten und Künstlern, die Leipzig damals besaß, zeichneten sich vorzüglich zwei durch glänzende Verdienste aus: der erwähnte Philosoph und Redner Plattner und der geniale Maler Defser, dem Deutschland gewissermaßen seinen Winkelmann verdankt. Beide waren indeß unter den Leipzigern nicht in der Mode. Den Ersten priesen fast nur die Studirenden mit Enthusiasmus, den Letzteren die jungen Maler; aber: „Haben Sie schon Weiße besucht?“ fragte mich jeder alte und jeder junge Belletrist, und: „Haben Sie unsern Weiße noch nicht gesprochen?“ lispelte jede schöngeistige Dame.

Die Wahrheit zu sagen, ich fühlte keinen lebhaften Drang, seine Bekanntschaft zu suchen. Was ich von ihm gelesen hatte, gefiel mir nicht sehr. Seinen Kinderfreund hielt ich, wie jede Schrift, in der man Kinder von Kindern unterhält, für einen pädagogischen Fehlgriff; in seinen

Trauerspielen schienen mir alle Leidenschaften an der Engbrüstigkeit zu leiden, und seine höchst manierlichen kritischen Erörterungen fand ich oberflächlich und matt. Indes hat ich endlich Seume, mich zu ihm zu führen.

Ich fand einen alten, stark beleibten Mann mit einem hübschen, nichtsagenden Gesicht, in einer zierlich frisirten Perücke und einem, wo ich nicht irre, seidenen Schlafrocke, aus dessen Ärmeln lange, steife Manschetten hervorgingen. Er legte sogleich die Feder aus der stark zitternden Hand und unterhielt mich mit förmlicher Freundlichkeit von den vornehmen Bekannten, die er in meinem Vaterlande habe, und von den vielen jungen Männern, denen seine Empfehlung glänzende Carrièren eröffnete. Was das sagte, errieth ich leicht und lächelte.

Auf dem Rückwege konnte ich mich nicht enthalten, gegen Seume zu äußern: wie Weiße in seinem eleganten Schlafrock mit den in Manschetten zitternden Händen da gefessen, habe er mir eine Personification, eine lebendige Titelbiquette seiner sämmtlichen Schriften geschienen. Halb böse erwiderte Seume: „Er ist aber doch ein sehr wackerer Mann!“ Diesen Charakter hörte ich ihm überall beilegen; nur sein alter Jugendfreund Engel schüttelte einmal den Kopf über ihn und wollte ihn versteckt und hämisch gesunden haben. Bekanntlich war es eine ähnliche Bemerkung, die Lessing und Sulzer mit Weiße entzweite. Das ist indes die Form, welche der Aerger in schwachen Charakteren, starken gegenüber, immer anzunehmen pflegt, und vorzüglich der brausende Engel mag seinen sanften Freund nicht selten geärgert haben.

Weiße gehört nicht zu den originellen kräftigen Köpfen, die sich eine eigene Bahn brechen und ihr Zeitalter mit

sich auf dieselbe fortreißen, aber er besaß hellen Verstand, Empfänglichkeit für das Schöne und Große, leichten Wit und das Talent wohlklingender Versification. Mit diesen Gaben hatte er das Glück, daß seine Bildung in eine Zeit fiel, da eine Zahl ausgezeichnete Geister, die der bleibende Stolz ihrer Nation geworden sind, ihren Aufschwung nahmen. Sobald er sie kennen lernte, verließ er Gottsched und schloß sich ihnen an. Sie trugen ihn mit sich empor, und da er, was originellen Köpfen ihrer Natur nach zu fehlen pflegt, sehr großen Fleiß und nicht geringere Vielseitigkeit besaß, so pflanzte er die Wirkung, die sie auf ihn geübt hatten, weiter und glücklicher fort, als sie vermocht hätten. Fast jedes Fach, in das Weiße sich warf, wurde Mode; aber es würde schwer halten, unter seinen zahlreichen Dichtungen und Schriften eine einzige aufzufinden, deren Idee ihm gehörte.

Lessing's Hang zum Theater begeisterte, und Lessing's richtiger Geschmack belehrte ihn. Wettkämpfend setzte er jedem Trauer- oder Lustspiel seines Lehrers bald ein Viertelduzend entgegen. Es ist wahr, jene sind bleibend und diese längst vergessen: aber als Zwischenstufen erhoben sie das Publicum dahin, jenen und Shakespeare Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nicolai und Mendelssohn fingen die erste vorzügliche kritische Schrift, die Bibliothek der schönen Wissenschaften an: als sie ermüdeten, übernahm Weiße dieselbe.

Gleim ließ seine Kriegslieder, wie sie gedichtet waren, einzeln drucken: noch ehe sie in eine Sammlung gebracht waren, erschien Weiße mit seinem Bändchen Amazonenlieder. Seine Operetten sind Nachbildungen französischer; nur von einer gehört die einfache Fabel ihm, nämlich vom Erntekranz.

Sie verdankten ihr erstes Glück den Hüller'schen oder vielmehr Standfins'schen Melodien und dem reizenden Spiel einer jungen, schönen Schauspielerin, der Demoiselle Steinbrecher, die man die deutsche Favart nannte. Unter dem Namen Madame Hübler starb diese geistvolle Künstlerin vor einigen Jahren unbekannt und verlassen zu Riga. — Ubelung gab eine Wochenschrift für Kinder heraus: als er sie schließen wollte, setzte Weisse sie durch seinen Kinderfreund fort, aber freilich mit viel größerem Glück, weil er mit gefälligerem Geiste schrieb. In Rücksicht des Kinderfreundes kam Weisse in eine der lustigsten Verlegenheiten, in die ein Schriftsteller gerathen kann. Er hatte den Spectator darin nachgeahmt, daß er bestimmte Personen, bekanntlich eine Familie mit Kindern von dem Alter, wie er sich seine Leser dachte, aufstellte: aber da er die Schrift zehn Jahre fortsetzte, so erwuchs ihm das junge Volk unter den Händen fast zu männlichen und mannbaren Jahren und taugte nicht mehr zum Zweck der Schrift. Da er und sein Verleger gleichwohl die einträgliche Speculation nicht fallen lassen wollten, suchte er sich aus dieser komischen Verlegenheit durch einen, wo möglich, noch komischeren Fehlgriß zu ziehen. Statt kurz und gut von jenen Erwachsenen keine Notiz zu nehmen, oder eine andere Familie aufzustellen, oder eine andere Form zu wählen, nahm er an, sein Publicum bestehe immer aus denselben Personen, sei also mit seinen fingirten Kindern erwachsen, und glaubte so im ganzen Ernst, den „Kinderfreund“ durch seinen „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes“ fortzusetzen, in welchem jene Kinder als Jünglinge und Jungfrauen auftreten. Aber seine wirklich erwachsenen ersten Leser waren ins thätige Leben übergegangen, konnten also nicht viel Interesse

mehr an dieser zahmen Lectüre finden, und für das nachsprießende eigentliche Publicum der Wochenschrift taugte der Briefwechsel nicht. So geschah es denn, daß der Kinderfreund immerfort für Kinder von zehn bis zwölf Jahren gekauft wurde und wird, daß der Briefwechsel aber sich längst unter der Zahl nichtsfagender Romane würde verloren haben, wenn man ihn nicht etwa noch nähme, weil er zur Vollständigkeit des erstern zu gehören scheint.

Selbst sein ABCbuch hat Epoche gemacht, und selbst die Idee zu diesem war nicht die seinige. Es war eine Buchhändler speculation, und Weiße selbst scheint die Wichtigkeit der vorgesezten Abhandlung über das Lesenlehren, die mit Recht für die Wurzel aller der seitdem erjonnenen Methoden gilt, nicht eingesehen zu haben: sie wurde ihm anonym eingesandt, und er soll sich nicht einmal nach dem Verfasser erkundigt haben, der offenbar ein heller Kopf war. —

Meine Schriftstellerei.

Ueber Vorlesungen und freundschaftlichen Genüssen vergaß ich den Zweck nicht, der mich nach Deutschland geführt hatte. Ich theilte denselben Seume mit und las ihm einige Stellen meiner „Letten“ vor. Er ging mit hoher Wärme auf den Gegenstand ein und brachte mir am folgenden Tage ein Gedicht, das am Ende der ersten Auflage des Buches steht, und erlaubte mir, dasselbe als seinen Beitrag, seine Stimme beizufügen. Doch galt es vorerst, einen Verleger zu finden. Für jede erste Schrift hat das Schwierigkeit und mußte dergleichen vorzüglich für mich haben, der ich den literarischen Geschäftsgang gar nicht kannte.

Christian August Fischer, den ich in Riga einmal sprach, bot mir sogleich eine Empfehlung an einen Buch-

händler an, für den Fall, daß ich Etwas heranzugeben wolle. Fischer hatte damals eine Art von Celebrität in der Lesewelt wegen eines kleinen Romans, der, wenn ich nicht irre, „die Savoyardische Familie“ hieß. Ich habe denselben wegen seiner erkünstelten Empfindsamkeit nie lesen können. Späterhin hat er den angenommenen Namen „Althing“ durch eine Reihe bis zur Niederlichkeit schlüpfriger Romane verrufen gemacht und seine literarische Laufbahn durch eine lange Reihe lebhaft geschriebener, aber mit flacher Ansicht zusammengegestoppelter Reisebeschreibungen geendigt. — Der Buchhändler, an den er mich adressirt hatte, war der Verleger seiner Schriften und unter den Buchhändlern, was Fischer unter den Schriftstellern. Die Hauptartikel seines Verlages waren Dinge wie „Elisa oder das Weib, wie es sein soll,“ und unendlich viele Broschüren; aber er machte einen solchen Lärm über seine Verlags-Artikel, daß sie wirklich Abgang fanden. Von der elenden „Elisa“ erschienen sechs oder sieben Auflagen.

Ich beging die Uebereilung, nicht vorher mit Seume oder Du — über den Mann und meinen Plan zu sprechen, sondern ging wenige Tage nach meiner Ankunft zu ihm, voll Vertrauen auf die Fischer'sche Empfehlung, und trug, so wenig mir der Mann gefiel, ihm meine Schrift an. Ich setzte ihm die Beschaffenheit und den Zweck derselben auseinander und gab ihm endlich einen Theil derselben zur Durchsicht. Er bot mir — einen Ducaten für den Bogen, und ich — nahm ihn an für die mit Enthusiasmus und sorglicher Kritik gemachte Arbeit mehrerer Jahre. Nur die Bedingung machte ich, daß die Schrift in einigen Wochen, bis zum August, erscheinen und gut gedruckt werden solle. Die erste Bedingung erfüllte er, da ich ihm gesagt hatte,

der Absatz würde sehr dabei gewinnen, wenn das Buch vor dem Herbstlandtage zu Riga erschiene; was aber die typographische Ausstattung betrifft, so war es auf schlechtem Druckpapier in irgend einer kleinen Thüringischen Stadt gedruckt und so nachlässig behandelt, daß ich kaum eine Schrift kenne, die mit noch mehr Druckfehlern besetzt ist.

Die „Letten“ waren nicht das einzige literarische Product, das ich in diesem Jahre in die Welt schickte. Indem ich meine Papiere ordnete, fiel mir eine Uebersetzung des „Vockenraubes“ in die Hände. Ich blätterte darin, als gerade Seume in mein Zimmer trat. Soll ich das drucken lassen? fragte ich ihn. Er las darin. „Warum nicht?“ erwiderte er und setzte hinzu, daß ein Buchhändler von seiner Bekanntschaft noch heute den Wunsch geäußert hätte, Etwas von mir zu verlegen. Ich gab ihm das Manuscript, empfing nach zwei Tagen ein Honorar und eine Einladung zum Abendessen vom Verleger. Diese kleine Arbeit, ein Spielwerk, bei dem ich mir hier und dort einigen Muthwillen erlaubt hatte, that mir beim Publicum vielleicht Schaden. Ihr Charakter stach zu sehr von dem der „Letten“ ab; er mußte an dem meinigen irre machen.

Glücklicher war ein anderes Product, zu dem ich hier in Leipzig den Anfang machte. Es schien mir, als müßten mir meine „Letten“ die Rückkehr nach Viviland auf immer verschließen. Meine Phantasie malte mir daher die verlorenen Freuden einer solchen sehr reizend aus; aber bald ward ich müde, mich dabei mit mir selbst, mit meiner Wirklichkeit zu beschäftigen. Ich dichtete mir einen fremden Charakter, dachte mir Verhältnisse, die interessanter waren, als die meinigen, und warf nun einzelne Aufsätze hin, in denen ich meine Gefühle jenen anpaßte. So entstand meine

„Rückkehr ins Vaterland“. Die Aufsätze, aus denen dieses Buch besteht, sind übrigens einzeln, zum Theil nach langen Zwischenräumen, an sehr verschiedenen Orten geschrieben. Hier in Leipzig entstanden die ersten. Das Büchelchen erwarb mir eine ungehoffte, glänzende Ehre, die ich aber — erst vierzig Jahre später erfuhr. Als eine solche betrachte ich mit hohem Rechte den Brief, den Wieland darüber an Böttiger schrieb, und in welchem er mein Werkchen „deliciös“ nannte und neben das „Exquisiteste“ in unserer Sprache stellte.

Jena.

In Leipzig entsprachen die Hilfsmittel zum Studium der Medicin meinen Wünschen wenig, und der Aufenthalt daselbst war für mich zu theuer; ich ging also nach Jena, noch im Herbst 1796. Die Fahrt geschah im offenen, rumpelnden Wagen der Fahrpost. Auch zwei anständig gekleidete Frauen saßen im Wagen. Die Rücksichten, so burleskos diese waren, mit denen ein paar mitfahrende Studenten sie behandelten, fielen mir ans. Ich fragte und hörte, es seien Schwestern, berühmt als Dichterinnen. Wirklich erinnerte ich mich, den Namen der Einen unter Liedern voll überzarter Gefühle gelesen zu haben. Ich kann nicht sagen, daß sie mir dadurch interessanter wurde, wohl aber ward sie mir merkwürdig durch einen Zug am folgenden Morgen; denn die kurze Strecke von neun Meilen forderte damals mit der Passagierpost eine Fahrt von nicht viel weniger als 24 Stunden. Als der Wagen nach überstandener Nacht anhielt, winkte die ältere dieser Damen einem Auf-

wärter im Post- oder Wirthshause und zog sich in einen Winkel zurück. Er brachte ihr ein Glas voll einer wasserhellen Flüssigkeit, die sie rasch austrank. Ich fühlte, daß ich auch der Stärkung bedurste, und rief dem Menschen zu: Mir auch ein Glas! Er brachte das Glas, ich kostete und spuckte das Erhaltene schnell wieder aus, unwillkürlich mit einem Blick auf die Dame, den sie mir nie verzieh. Der Nektar, an dem diese Sappho sich labte, war der gemeinste Fusel. — Ein Bekannter hatte die Gefälligkeit, mich bei dem Eintreffen des Postwagens zu erwarten und mich sogleich in meinen neuen, von ihm besorgten Jenaer Palast einzuführen, im Hause des ehemaligen Seilermeisters Fuchs, in der Johannisgasse. Diese Umstände sind mir im Gedächtniß geblieben, denn ich betrat meine Wohnung mit einer Art Schaudern: zwei Treppen hoch ein kleines, dunkles, schmutziges Stübchen, mit einem anstoßenden Kästchen ohne Thüre oder Vorhang, das ich nach Belieben zum Schlafzimmer oder zum Holzstall benutzen konnte. Nebenan war ein völlig gleiches Stübchen, und darin wohnten gar zwei Studenten, Ungarn; aber sie hatten Raum genug zum Frohsin, wie mir sehr bald das Anstimmen von Studentenliedern bewies.

Die jetzigen Leipziger müssen mir verzeihen, wenn ich ihnen gestehe, daß ihre Stadt vor 43 Jahren nicht meinen Erwartungen entsprach, trotz der schönen Promenaden in den ehemaligen Stadtgräben, der gepuzten Gärten und der fruchtbaren und freundlichen Landschaft um sie her. Ich glaubte Glanz und Eleganz in ihr zu finden, im Außern der Stadt, wie im Geist und in der Lebensweise ihrer Bewohner. Ich fand eine Stadt, die überall neben den Spuren der Wohlhabenheit noch mehr die ihres Lebensprincipes, des

Landhandels, zeigte, und diese waren nicht reizend. Ich fand ein Völkchen, das bei vollem Beutel und oberflächlicher Bildung zwar viele Ansprüche auf feineren Lebensgenuß machte und sie in manchen Häusern und Zirkeln mit Aufwand zu befriedigen suchte, doch ohne das Gepräge der Kleinstädtereier irgendwo ganz verwischen zu können. Nur zur Zeit der Messen erschien Leipzig als große Handelsstadt. Als ich aber von dort nach Jena kam, war mir, als träte ich aus einem Hôtel des quatre nations in eine Dorfkneipe. Die schmalen, schmutzigen Gassen mit der Gasse in der Mitte, die altväterischen Häuser, unsauber von außen und nur zu häufig auch im Innern, die Armseligkeit der Bürger und vieler Studenten aus den umliegenden Städtchen, der Gesellschaftston, der, wenn er sich über die Gemeinheit erheben wollte, in den Pedantismus gerieth, der rohe Ton der Studenten und noch vieles Andere flößte mir Ekel ein. Als ich mich darüber gegen Bojanusz, den nachmals rühmlich bekannten Naturforscher und Professor in Wilna, äußerte, der in jener Zeit hier studirte und sich durch feinere Sitte liebenswürdig auszeichnete, gab er mir Recht, aber erwiderte: „Dafür haben wir hier große Gelehrte und schöne Gegenden.“ Es ist wahr, Jena besaß damals Paulus und Griebach, Loder, Hufeland, den Arzt, und Hufeland, den Juristen, den Philologen oder vielmehr Polyhistor Schüz, der die Jenaische Literatur-Zeitung stiftete und redigirte, Fichte und mehrere damals Hochgepriesene. Auch Schiller lebte hier als Professor. Alle diese Gelehrten studirten und lehrten, schriftstellerten aber noch mehr; aber zur Annehmlichkeit des öffentlichen Lebens trugen sie fast nichts bei, und selbst ihre Gesellschaften — und Loder gab zuweilen recht splendide — trugen den Stempel des Pedantismus.

Jena besaß indessen unzweifelhafte Vorzüge. Derselbe offene, helle Sinn, mit dem Herzog Karl August Weimar durch die Versammlung großer Dichter glänzend gemacht, hatte ihn auch bewogen, mit mancherlei Aufopferungen so viele ausgezeichnete Gelehrte nach Jena zu ziehen, als er nur gewinnen konnte, und bereitwillig half er, so weit seine Finanzen es erlaubten, auch den öffentlichen Anstalten nach. Dennoch waren die Bibliothek und die Naturaliensammlung kaum nennenswerth, der botanische Garten, obgleich von dem verdienstvollen Batsch angelegt, neu und unbedeutend; eine Sternwarte und ein allgemeines Krankenhaus zc. fehlten ganz. —

Am verlezendsten für mich war der rohe Ton, der hier, trotz der Nähe des ästhetischen Weimar, nicht nur unter den Studenten herrschte, sondern auch bei mehreren Professoren, die in ihren Collegien sich der gemeinsten Ausdrücke bedienten, um populär zu sein, wohl gar Zoten rissen, um die Hörer zu unterhalten. Namentlich reichte ein einmaliges Hospitiren bei dem Professor der Naturgeschichte L. und bei dem durch einige medicinische Schriften sogar berühmten Gr — r hin, mich auf immer aus ihren Auditorien zu verschrecken, obgleich der letztere mir gegenüber wohnte. Was die Studenten betrifft, so lag eine Entschuldigung für sie darin, daß die meisten von ihnen im väterlichen Hause selbst keine geistige Bildung genossen hatten, und daß sich ihnen in Jena keine andere Unterhaltung darbot, als sich die wilden Streiche zu erlauben, die sie in der Schule nicht gewagt hatten. Die Anständigsten waren im Allgemeinen die Kur-, Liv- und Esthländer, aber auch unter diesen gab es gar Manchen, der etwa heute in einem der seltenen Gesellschafts-Zirkel bei Loder oder Schütz sich fein oder artig

gezeigt, oder in einem Abonnements-Concert im schwarzen Bären, dem einzigen, sehr einfachen Gasthause, seinen Damen die Cour gemacht hatte, morgen aber im schmutzigen Flausrocke „zu Dorfe stieg“, sich in Bier berauschte und mit Handwerksburschen und Bauern herumschlug. Kaufereien mit dem herzoglichen Militär, den Laubfröschen, wie die grün gekleideten Jäger genannt wurden, Duelle, Austrommeln eines Professors, Ragenmusiken und Einwerfen von Fenstern waren ziemlich häufig. In Leipzig hatte ich nichts der Art erlebt und den Umgang mit den Studenten vermieden; es versteht sich, daß ich es in Jena eben so sorgfältig versuchte, doch ließ sich das weniger thun, da Professoren und Studenten hier ja fast das ganze Publicum ausmachten, und ich unter den letzteren viele Landsleute hatte.

Der Anatom Justus Gh. Loder

war in vielen Rücksichten der ausgezeichnetste und interessanteste unter den Professoren. Obgleich schon tief in den Vierzigen, verband er mit dem vielseitigsten Wissen und tiefem Studium seiner Wissenschaft eine fast jugendliche Lebhaftigkeit im Sprechen und Handeln. Dabei war sein Benehmen das eines, in seiner Gesellschaft geschliffenen Weltmannes und edelsinnig, seine Unterhaltung geistvoll — und sein Haus das glänzendste in Jena.

Sein Lebensgang ist merkwürdig. Er wurde 1753 zu Riga geboren. Im 17ten Jahre bezog er die Universität zu Göttingen, erhielt im 24sten die medicinische Doctorwürde, im 25sten die Professur der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst zu Jena, machte auf Kosten des Herzogs von Weimar eine Reise nach England und Frankreich, trug 25 Jahre hindurch sehr viel zur Berühmtheit der Universität

Jena bei durch seine Schriften und seine Collegia, — ging dann als Professor nach Halle; als die Franzosen diese Stadt einnahmen, nach Königsberg, von dort nach Petersburg, dann als wirklicher Staatsrath und Kaiserl. Leibarzt nach Moskau, leistete im Jahre 1812 große Dienste, indem er die Einrichtung der Armee-Spitäler leitete, und wurde Director des großen Militärhospitals zu Moskau, nachdem er wichtige Fehler in der bisherigen Verwaltung zu gerichtlicher Untersuchung gebracht hatte. Er besorgte dort den Bau eines anatomischen Theaters, hielt nach dessen Vollendung unentgeltlich Vorlesungen in demselben und starb als Geheimerath und mit vielen Orden geschmückt, über achtzig Jahre alt.

Merkwürdig ist es und war vielleicht gut, daß er erst bei herannahendem Greisenalter, nachdem er Deutschland verlassen hatte, einen großen praktischen Wirkungskreis fand. In Jena lebte er bloß seiner Wissenschaft, seinen Vorlesungen und der kleinen chirurgischen Heilanstalt, deren Anlegung, so wie den Bau eines trefflich eingerichteten anatomischen Theaters er bei dem Herzoge ausgemittelt hatte. Er bildete zugleich eine anatomische Präparaten-Sammlung, der man hohen Werth beilegte. Der Eifer, mit dem er für ihre Vermehrung thätig war, gab selbst zu mancher Drolligkeit Anlaß. So zahlte er einem jungen Menschen von seltener Verkrüppelung, einem Aufwärter der Studenten oder „Mullatten“, einen Monatsgehalt gegen die contractmäßige Bedingung, daß das Skelett desselben dereinst in seine Sammlung käme. Der junge Mensch, der seitdem wegen seiner doppelt gekrümmten Beine bei den Studenten nur „Voder's Kaffeetisch“ hieß, versicherte, er hoffe seinen mehr als doppelt so alten Patron zu überleben, aber die Hoffnung

täuschte. Der „Kaffeetisch“ hatte trotz der Mißgestalt seiner Beine einmal die Reckheit, einen störrischen Miethsganl zu besteigen, fiel herunter und zerbrach völlig. Ob sein Skelett indeß seine Bestimmung erreichte, weiß ich nicht. Loder hatte an dem Stadtphysicus Starke, Professor der Chirurgie, der auch über Anatomie las, einen feindlich gesinnten Rival, der Anspruch auf die Leichen aller durch Unfall oder Selbstmord Umgekommenen machte, und das war um so ärgerlicher, weil in der kleinen Stadt nur selten Cadaver zu haben waren. Der Eifer der Zuhörer Loder's half indeß zutheilen aus. So war einst die Leiche eines Umgekommenen zu Starke gebracht worden, der sie in seinem Vorhause niederlegen ließ und selbst die Hausthüre verschloß. Zu seinem großen Erstaunen war die Leiche am andern Morgen verschwunden, und Loder zeigte beim Eintreten in sein Auditorium eben so großes Erstaunen, als er sie auf seinem Tische daliegen sah. Er schlug die Hände zusammen und rief: „Nun, meine Herren, werden Sie doch nicht mehr daran zweifeln, daß der heilige Antonius von Padua vier Meilen weit mit dem abgeschlagenen Kopfe unterm Arme gegangen ist! Konnte doch dieser todte Schusterjunge da durch verschlossene Thüren spazieren, um sich auf unsern Tisch zu legen. Er soll uns willkommen sein!“ und das Berlegen fing an.

Es hieß, Starke habe eine Klage anhängig gemacht; es ließ sich indeß kein Thäter nachweisen, und der Wunsch des Herzogs schlug die Sache nieder.

Von folgendem Vorgange war ich selbst Zeuge. Eine Schneidersfrau in mittleren Jahren war, ich weiß nicht wie, in die Saale gerathen und ertrunken. Loder hatte sogleich auf die Leiche speculirt und sie von dem wahrscheinlich dürstigen Chemanne zur Oeffnung im anatomischen Theater

erhalten, gegen das Versprechen, sie sodann anständig auf eigene Kosten beerdigen zu lassen.

Zu dieser Zeit wurde unter den Studenten der Medicin eine Subscription eröffnet, die schnell das Nöthige zusammenbrachte; denn auf allen Gassen ertönte die frohe Nachricht, Loder habe einen „ganz himmlischen Cadaver geschossen“. Daß ich in der Stunde der Oeffnung nicht im anatomischen Theater fehlte, versteht sich. Unter den anwesenden Dilettanten war auch Alexander von Humboldt. Endlich erschien Loder mit einer hohen, seine Kleidung vorn vom Halße ab bedeckenden schneeweißen Schürze und Wachstuch-Ärmeln und legte einen eleganten Secir-Apparat in Ordnung. Jetzt ergriff er das Saken, mit dem die Leiche bedeckt war — aber zufällig blickte er nach oben, zog mit einem lauten „Ha!“ das Saken wieder über und setzte sich nieder, noch immer nach oben sehend. Alle folgten seinem Blicke, und siehe da! die obersten Reihen der amphitheatralischen Bänke waren mit einem zahlreichen, wohlgeputzten Publicum gefüllt, das gar nicht burleskos aus sah. Man staunte eine Minute, bald aber folgte das Erkennen, und während eines allgemeinen Scharrens und Rufens: „Schneider hinaus!“ zogen die Elegants beschämt davon. Wirklich hatten sich sämmtliche Schneidergesellen Jena's in den Sonntagsputz geworfen und versammelt, die wohlbekannte Frau Meisterin in Parade liegen zu sehen. Während des ganzen Vorganges hatte Loder ruhig und lächelnd dageessen und mit seiner goldenen Tabatière gespielt. Jetzt stand er auf, legte die Tabatière neben sich, zog die Decke ab, und ein Murmeln: „Göttlich! Göttlich!“ lief durch die Reihen. In der That war die Frau Meisterin ein wohlconditionirtes, sehr fleischiges Exemplar, woran sich besonders die Mythologie und

Syndesmologie sehr gut hätte demonstriren lassen. In ihrem Unterleibe aber entdeckte Loder bei der Section eine so seltene Mißgestaltung, daß sie sein Auge vor Freude funkeln machte. Er zeigte sie uns vor und erklärte ihre köstliche Merkwürdigkeit ausführlich. Als am anderen Tage einige Wißbegierige sich früh einfanden und den Professor ersuchten, ihnen die Köstlichkeit zur näheren Prüfung noch einmal zu zeigen, war sie verschwunden. Wohin? ließ sich leicht errathen, und wir Studenten fanden das recht und vernünftig. Nicht so die Schneidergesellen. Es verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, der — Magen der Frau Meisterin sei geraubt, und sie erklärten, die Beerdigung nicht zulassen zu wollen, wenn die Frau nicht vollständig wäre. Es war ein Scandal zu fürchten; doch Loder wußte Rath, dem vorzubeugen und doch im Besitze der „Köstlichkeit“ zu bleiben. Zur plötzlich und am Abende festgesetzten Stunde der Beerdigung fanden sich sämmtliche Studenten der Medicin und viele Andere, manche mit Fackeln, bei dem anatomischen Theater ein und bildeten, als Proceßion geordnet, eine so zahlreiche Grab-Begleitung, daß sich kein Schneidergesell zu nähern wagte. Mit großer Auszeichnung, doch ohne — Magen, sank die Frau Meisterin defect in die Gruft.

Daß Loder in Jena ein Haus machte, habe ich schon gesagt. Er hatte eine schöne Wohnung, wenn ich nicht irre, einen Theil des Schlosses, die elegant möblirt war, und gab oft Mahlzeiten, bei denen es stattlich herging. So oft ein ausgezeichnete Gelehrter aus der Fremde nach Jena kam, machte Loder gleichsam die Honneurs der Stadt, und die anständigsten Studenten hatten Zutritt bei ihm, so oft sie es wünschten. Gegen mich zeigte er viel freundschaftliche Güte.

In seinem Hause war es auch, daß ich zum ersten und einzigen Male mit

Goethe

zusammentraf, aber leider auf eine Weise, die unsere persönliche Antipathie auf immer entschied.

Ich las eines Abends gerade in dem Schiller'schen Taschenbuche auf 1797 die Xenien und las sie mit steigendem Unwillen. — Schon durch meine Geistesnatur nicht zum blinden, enthusiastischen Bewunderer berufen, war ich es am wenigsten für die deutsche schöne Literatur, die mir fremder geblieben war als die englische und französische. — Ihre Tagesgeschichte, aus welcher die Veranlassung jener Spottgedichte hervorgegangen, war mir völlig unbekannt. So sah ich in diesen nichts, als die insolente Anmaßung der Verfasser, einer großen Anzahl ausgezeichneten Männer Beleidigungen zu sagen; daß diese wichtig waren, machte die Sache noch schlimmer. Uebrigens herrschte die ohne Zweifel richtige Ansicht, daß, wenn Schiller auch Antheil an den Xenien habe, er doch nur von Goethe zu diesem Muthwillen hingerissen sein konnte. Indem ich über meinem Mißvergnügen brütete, erhielt ich ein Billet von Loder, mich ja so bald als möglich zur Abendgesellschaft bei ihm einzufinden; auch Goethe würde da sein. Meine erste Regung war, zu antworten, ich würde eben deshalb nicht kommen; aber bald beschwichtigte mich die Betrachtung, daß durch mein Wegbleiben Niemand verlieren könne, als ich selbst. Ich kleidete mich an und ging hin.

Ich fand eine sehr zahlreiche Versammlung von fast allen Professoren und einigen Studenten beisammen. Im Prunkzimmer stand Goethe mit ernster, stolzer Miene

vor dem Spiegeltische, auf beiden Seiten von Kerzen und vorn vom Kronleuchter beleuchtet, prunkend da, und um ihn eine Halbbrunde von mehreren Reihen ehrfurchtsvoll Luschender. Bei dem Gefühl, mit dem ich so eben die Xenien gelesen, widerte mich dieses Schauspiel an. Ich glaubte den Triumph strafloser Insolenz feiern zu sehen. Loder stellte mich Goethe vor als den Verfasser der Letten. Er nickte herablassend und fuhr fort in seiner Rede. Das verdroß mich, denn ich war mir bewußt, in Rücksicht meiner Zwecke über dem Verfasser der Xenien zu stehen. Daß er mein Buch wahrscheinlich gar nicht kannte, fiel mir nicht ein.

Er sprach gerade in einem docirenden Tone über Raphael's Gemälde im Vatican. Den letzten Umstand hatte ich nicht bemerkt und sagte: Es wäre viel, wenn die Franzosen sich ihrer nicht bemächtigten. Mit einer wegwerfenden Miene, als hätte ich eine Dummheit gesagt, erwiderte Goethe: „Sie sind ja auf die Mauer gemalt.“ — Doch nur auf Stuck, antwortete ich, zog mich aus dem bewundernden Halbkreise zurück und habe mich Goethe nie wieder genähert. Mir hatte bei meiner Antwort dunkel vorgeahwebt, es müsse ein Mittel geben, die Stucklagen abzulösen ohne Verletzung der Gemälde, die sie verherrlichen. Welcher Art dies Mittel sein könne, ahnte ich freilich nicht; doch wenige Monate später erzählten die Zeitungen, daß die Franzosen Wandgemälde abgesägt hätten. Mit welchem Erfolge, weiß ich nicht mehr; gewiß aber hätten sie ihr Verfahren bis zum glücklichsten ausgebildet, wenn sich ihnen nicht bald die Aussicht eröffnet hätte, Rom selbst sammt seinen Herrlichkeiten zu behalten.

Ich brachte meine Verstimmung gegen Goethe mit, als

ich einige Monate später nach Weimar zog, und sie wurde durch das, was ich von seinem Verfahren in literarischen und nicht literarischen Rücksichten hörte, nicht geändert. So verlebte ich einen großen Theil von drei Jahren dort, ohne einen Versuch, ihm näher zu kommen. Er schien schon damals meine Abneigung zu erwidern, wie aus manchen kleinen Kränkungen hervorging. Als z. B. Zffland nach Weimar kam, wurde Morgenstern, der bei mir wohnte, zu einem großen Dejeuner eingeladen, das Goethe Zffland gab, und an dem fast ganz Weimar Theil nahm; ich erhielt keine Einladung. Ich tröstete mich leicht durch den Gedanken, daß ich ohnehin nicht hingegangen wäre, aber ich sollte noch eine Art Satisfaction erhalten. Kaum war Morgenstern fortgegangen, als der rühmlich bekannte Schauspieler Graff zu mir eintrat, ein ernster Mann, von achtungswerthem Charakter. Wie! rief ich ihm entgegen; Ihre ganze Gesellschaft ist bei Goethe versammelt, und Sie sind nicht da? — „Nein!“ antwortete er. „Da der Herr Geheimerath sonst außer dem Theater keine Notiz von uns nimmt, so mag ich die Ehre, die man mir um Zffland's willen zu erzeigen geruht, auch nicht.“ — Sie sind ein braver Mann, und Ihr Selbstgefühl ist gerecht, sagte ich, indem ich ihm die Hand schüttelte.

In kleinen Städtchen wird Alles bekannt. Goethe erfuhr Graff's Besuch an jenem Morgen bei mir, vielleicht auch meine Aeußerung und beschuldigte mich nachher einmal, ich machte ihm die Schauspieler auffässig. Die Anschuldigung war durchaus unwahr. Ich war zwar zum Theater abonniert, aber, außer mit Graff, mit keinem Gliede der Bühne bekannt, und auch diesen sah ich selten.

Da ich späterhin als Kritiker auftrat und mit freier

Unbefangenheit auch über seine Schriften urtheilte, zürnte er heftig, und sein Zorn wurde Erbitterung, als ich mich mit Kogebue, den er verfolgte, zur Herausgabe des Freimüthigen verband. So lange ich in Deutschland war, that mir das keinen Schaden, wohl aber sehr großen, als ich dasselbe 1806 verlassen hatte, und seit die Bewunderung für ihn eine Art Aberglaube wurde. Alle Halbköpfe, über die ich einmal gelacht hatte, verbanden sich gegen mich, um meinen Namen beim Publicum verhaßt zu machen, und hatten immer dabei Goethe selbst oder das Verufen auf ihn zum Rückenhalt. Zwanzigmal hab' ich den Vortwurf gehört: „Selbst Goethe hat er getadelt oder angegriffen“. Nun freilich ging meine Bewunderung des großen Dichters nie bis zur Stupidität, ihn für unfehlbar zu halten, und was ich tadelhaft fand, darüber sprach ich sehr offen.

Schiller.

Ich hatte schon ein paar Monate in Jena verlebt, ohne Schiller auch nur gesehen zu haben, als mir Graß, der sich mit Schiller's Freundschaft schmeichelte, einen Brief an ihn sandte und mich dringend aufforderte, diesen Brief selbst abzugeben. Ich that es eines Vormittags um elf Uhr und fand Schiller erschöpft und matt auf dem Sopha. Er war soeben erst aus dem Bette gekommen, und jene sichtliche Erschöpfung war die Folge seiner unregelmäßigen Lebensart, die ihn auch früh ins Grab führte. Es ist bekannt, daß er fast nur in der Nacht arbeitete. Zu jener Zeit aber pflegte er, wie ein damaliger Hausfreund und Kostgänger hat drucken lassen, Nächte hindurch Karten zu spielen.

Den Brief meines lieben Graß las Schiller nicht in meiner Gegenwart, ich weiß nicht, ob aus Höflichkeit gegen mich oder aus Gleichgültigkeit gegen Graß. Ich mußte mich ihm also selbst bekannt machen, und so sah er in unserem ersten Gespräche Nichts in mir, als einen Studenten der Medicin, der das Glück haben wollte, ihn kennen zu lernen. Dazu war ich indeß nicht bewundernd und warm genug in meinen Aeußerungen; ich erinnere mich in der That nicht Eines Complimentes, das ich ihm gesagt hätte. Der Gegenstand unseres Gespräches war größtentheils nur Graß, dessen Entschluß, sich als Künstler in die Welt zu werfen, er nicht billigte. Ich sprach nicht von seinen Werken, was gewiß Unrecht war, er nicht von meiner Schrift, die er wahrscheinlich nicht kannte; so fand sich kein Berührungspunkt zwischen uns, und ich verließ ihn nach einer halben Stunde, fast mit Bedauern, daß ich Graß's Wunsch erfüllt hatte. Kurz darauf wurde Schiller schwer krank und blieb es lange; so konnte ich meinen Besuch nicht wiederholen, wozu er mich mit Höflichkeit eingeladen. Ich sprach ihn nur zufällig wieder. Im Begriff, im Frühling Jena zu verlassen, machte ich noch einen Spaziergang und fand Schiller vor seiner Gartenthüre. Da er meinen Gruß wie den eines Bekannten erwiderte, trat ich zu ihm, machte ihm meinen Glückwunsch zu seiner Genesung und nahm Abschied. Er schien jetzt mehr von mir zu wissen, und wir gingen ein halbes Stündchen im Gärtchen umher. Ich fand ihn heiter und gesund aussehend. Sein geistvolles, wiewohl etwas krampfhaft gespanntes Gesicht und sein scharfer Blick hatten viel Einnehmendes. Seitdem sah ich ihn nur 1805 in Berlin wieder, ich weiß nicht, wo? aber damals war er schon wegen meiner Kritik der „Braut von

Meiffina“ feindselig gegen mich gesinnt; wir sprachen uns nicht.

Hier scheint es mir am Ort, eine schiefe Darstellung zu berichtigen, die mich gekränkt hat, ohne daß ich indeß bisher über sie sprechen mochte.

Eine lange Erzählung, ich glaube, im Morgenblatte, in der Goethe's Darstellungsweise und schöner Vortrag nicht zu verkennen war, berichtete einmal über die Vorbereitung dazu, Schiller's Wallenstein zum ersten Male zu geben, über die Art, wie es geschah, und über den Enthusiasmus, mit dem er aufgenommen worden. „Nur Merkel,“ heißt es darin, „ging am Ende des dritten Actes fort und erklärte, er fände es viel vernünftiger und sogar poetischer, nach Hause zu gehen und einen Sardellen=Salat zu essen.“ Jene erste Darstellung geschah im Herbst 1799. Der fragliche Aufsatz aber wurde spät in den zwanziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts gedruckt. Das Factum ist übrigens richtig. Ich erinnere mich ganz bestimmt, daß ich jene Worte einem Bekannten zurief, indem ich meinen Mantel umnahm, und dann erst bemerkte, daß Goethe drei Schritte von mir stand. Sie waren indeß nicht gegen das Stück gerichtet, das ich noch nicht kannte, und dessen Darstellung zu sehen ich meine Abreise nach Berlin um mehrere Tage aufgeschoben hatte. Sie waren ein Ausbruch des Unwillens darüber, daß Goethe, als Director der Bühne, mit seiner gewöhnlichen Rücksichtslosigkeit auf Andere, jenen Genuß dem einheimischen Publicum dadurch verbitterte, daß er eine ganz unbestimmte Menge von Billetten an Fremde ausgeben ließ, wodurch das Haus erstickend überfüllt wurde. Ich fand den Sardellen=Salat nicht vernünftiger und poetischer als Schiller's Wallenstein, sondern als das längere Aussharren in einem

unerträglichem Gebränge und einer Hitze, die den Athem verfezte; und zwar mit der Gewißheit, daß es noch einige Stunden währen sollte. Und es hat so lange gewährt. Ich hatte längst meinen zum Voraus bestellten Sardellen-Salat zu mir genommen, mich in die Kalesche geworfen und vielleicht schon eine Meile zurückgelegt, als die von halb Thüringen gepreßten Weimaraner noch ächzten: „Ach, wie schön!“

In jenem Aufsätze aber wurden meine Worte für einen Beweis der Feindseligkeit gegen Schiller erklärt, und es wurde versichert, erst später hätte ich mit Lobeserhebungen von ihm geschrieben und ihn über Goethe gesetzt, um — die beiden Freunde zu veruneinigen. Warum hätte ich Feindseligkeiten gegen Schiller haben sollen? Den Dichter bewunderte ich; der Mensch war mir gleichgültig. Und welchen Vortheil hätte es mir bringen können, Schiller und Goethe uneins zu machen? —

Fichte und Schelling.

Fichte's Charakter erschien mir in Einem Punkte völlig der Gegensatz von Seume's Charakter. Wie dieser mehr Stärke als Kraft, besaß Fichte mehr Kraft als Stärke. Wie Seume fast nichts unternahm, aber an dem einmal Ergriffenen unerschütterlich festhielt und keinem fremden Einflusse offen stand, unternahm Fichte mancherlei mit großer Kühnheit, gab es aber, wenn er Widerstand fand, leicht auf, ging nicht selten zum Entgegengesetzten über und gestattete untergeordneten Geistern, ihn zu lenken. Als er Professor zu Jena wurde, was seine erste Anstellung war, so viel ich weiß, trat er mit der Erklärung auf, er wolle die Studenten-Orden vernichten, sprach heftig gegen sie und bemühte sich, officiële Maßregeln gegen sie zu veranlassen.

Studenten warfen ihm die Fenster ein, versuchten ins Haus zu brechen und drohten, in der nächsten Nacht wieder zu kommen und Alles im Hause zu zerstören. Fichte dagegen machte bekannt, er werde die Nacht mit geladenen Pistolen durchwachen, rief indeß doch die Hilfe des Senats auf, der strenge Sicherheitsanstalten traf. Seitdem gab er seinen Plan und selbst den Wunsch, den Gesetzgeber der Studenten zu spielen, so vollständig auf, daß er bald auf einem freundlich-gemüthlichen Fuße mit ihnen stand, auch mit den bekannten Seniores ihrer Orden. — In seiner Wissenschaftslehre und seinen Vorträgen kam Vieles vor, was gegen die Lehrsätze der Religion, oder doch der Kirche zu streiten schien. Der Superintendent und das Consistorium zu — Dresden klagten darüber bei der Oberbehörde, und diese konnte — geschah es auch nur Anstands halber — nicht umhin, ein ernstes Abmahnungsschreiben, obgleich in schonenden Ausdrücken, an ihn ergehen zu lassen, er möge sich solcher Aeußerungen enthalten. Fichte hatte ein zu stolzes Selbstgefühl und eine zu hohe Vorstellung von seiner Unentbehrlichkeit an der Universität, um den Schritt der Antrittern nicht als eine Beleidigung anzusehen. Statt durch eine ruhige Erklärung, daß es nicht seine Absicht sei, die Religion herabzusetzen, und daß er sich bemühen wolle, solchem Mißverständnisse sorgfamer auszuweichen, womit man sich ohne Zweifel würde begnügt haben, — denn der Schritt des Dresdener Consistoriums hatte am Weimarer Hofe selbst großes Mißvergnügen erregt, — antwortete er trotzig: wolle man ihm Vertzeife ertheilen und die Lehr-Freiheit beschränken, so sähe er sich genöthigt, um seine Entlassung zu bitten, und mehrere Professoren würden ihm folgen zum großen Nachtheile der Universität.

Jetzt fand die Oberbehörde, sie sei es ihrer Ehre schuldig, ihm wirklich die Entlassung zu ertheilen, mit deren Forderung er gedroht hatte, und Fichte, der dies gar nicht für möglich gehalten, sah sich plötzlich aus dem Wirkungskreise verstoßen, den er so lange gesucht und in dem er sich so wichtig, ja unentbehrlich glaubte, und zugleich Nahrungsorgen bloßgestellt. Was das Schlimmste war, der Anlaß dazu schien wenigstens der Art, daß seine Anstellung auf einer anderen Universität dadurch ersichert werden mußte. Man erzählte von Schritten, die er nun gethan, damit jene Entlassung zurückgenommen werde, und da diese vergeblich waren, ging er nach Berlin, wo er darzuthun suchte, der Sinn der Wissenschaftslehre stimme völlig überein mit der christlichen Religion, ja sogar Gedichte schrieb im Stile der altfränkischen Tiedt'schen Manier, die fromm ausfahen *).

*) Sie bewiesen nur, daß der tiefe Denker keinen Beruf zum Dichten habe, und klangen gar ergötlich. Mir schwebt ein Fragment eines derselben im Gedächtniß, und ich will es hersehen als Beleg zu dem, was ich über sie sagte:

Niemals erquickender,
 Niemals entzückender
 Phöbus sich wies,
 Als da erfunden ward,
 Als da ward offenbart
 Das Paradiese.

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Lebensbaum Jesus ist,
 Unser Herr Jesus Christ!
 Geh'n wir in Garten! —

Diese merkwürdige Verwirrung eines sonst so ausgezeichneten Kopfes wurde in einem poetischen Taschenbuche gedruckt.

In Berlin fand er glücklicher Weise Viele, selbst unter den höchsten Beamten, die, wenn sie ihn auch nicht für sehr religiös hielten, doch seinen Scharfsinn und seine Talente zum akademischen Lehrer gebührend schätzten. Sie interessirten sich für die Vorlesungen, die er in Berlin hielt, und gaben ihm nach einigen Jahren eine neue Professur in Erlangen und später in Berlin selbst.

Die Beziehungen, in die ich zu ihm kam, waren sehr einfach. Ich ließ mich in Jena einmal bereden, bei ihm zu hospitiren, stieg Abends um sieben Uhr in einem unfreundlichen Häuschen zwei Treppen hinauf, in eine wenig erhellte, kleine Stube, wo ich etwa acht oder zehn Hörer beisammen fand. Mir schien sein Vortrag noch dunkler als seine Stube, und ich kam nicht wieder. Als er seine Entlassung erhalten hatte, besuchte er mich in Berlin und schien mich zur öffentlichen Theilnahme für seine Angelegenheit antwerben zu wollen. Das setzte mich in Verlegenheit. Nach meiner Meinung hatte er sehr unrecht gethan, der Oberbehörde trotzig zu antworten, und noch mehr, indem er später durch Sophismen in sein System hinein erklären wollte, was offenbar nicht darin lag. Ueber das letzte Verfahren hatte ich noch dazu in einem kleinen Romane, der so eben ausgegeben wurde, geschertzt. Ich mochte Fichte's Besuch nicht erwidern, und er mußte später meinen Scherz erfahren und sehr übel genommen haben, denn er schimpfte in mehreren Schriften, als Bundesgenosse der Schlegel'schen Schule, auf mich.

Schon früher hatte mich seine Angelegenheit in Anspruch genommen, glücklicher Weise aber nur kurz und mit gutem Ausgange.

In Weimar ließ die Herdern mich einst zu einer

ungewöhnlichen Tagesstunde bitten, ich solle sie besuchen. Sie führte mich, sobald ich kam, in ihr Cabinet und theilte mir eine Besorgniß mit, die ihr Thränen in die Augen brachte. Aus Freundschaft für Fichte hatte Schelling, der damals auch in Jena lebte, erklärt, er wolle einen Beweis drucken lassen, daß man den Vorsteher der gesammten Landesgeistlichkeit, Herder, wegen seiner Schrift: „Gott! Einige Gespräche über das System des Spinoza“, eher des Atheismus beschuldigen könne als Fichte. Die Sache war nicht unwahrscheinlich, da Herder seinen Widertwillen gegen die Metaphysiker oft sehr laut geäußert hatte. Welch' ein gefährlicher Scandal, wenn Schelling es wirklich that, wenn der General-Superintendent und Vice-Präsident des Ober-Consistoriums sich gegen die Anschulbigung des Atheismus vertheidigen mußte! Noch dazu wär' es ihm, schon weil ruhiges Polemisiren nicht zu seinem Charakter paßte, wahrscheinlich nicht leicht gewesen.

„Helfen Sie“! sagte die Herdern; „helfen Sie, wenn Sie können.“

Ich!! Der Gedanke schien mir anfangs sehr sonderbar; nach einigem Nachdenken versprach ich indeß, ihr am anderen Tage um dieselbe Stunde Auskunft zu bringen.

Ohne Zeit zu verlieren, ließ ich einen Wagen kommen und fuhr nach Jena. Am anderen Morgen früh ging ich zu Schelling. Ich fand einen jungen Mann von mittlerer Größe und sehr gedrungenem Körperbau, mit einem nicht unangenehmen, starkknochigen Gesicht, dessen Augen mit großer Bestimmtheit unter einer hochgewölbten Stirne, wie mir es damals schien, hervordrohten.

Nach den ersten Bekanntschafts-Complimenten brachte ich das Gespräch auf Fichte, dem man, sagte ich, sofern das

Zeitalter es erlaube, Vanini's und Wolf's glorreiches Märtyrertum bereiten wolle. Schelling ging mit Wohlgefallen auf diese Ansicht der Sache ein. Ich deutete ihm die eigentlichen Urheber des Verfahrens an; er hatte auf dieselben gerathen. Ich versicherte ihn, Herder sei an dem ganzen Vorgange durchaus nicht schuld. „Er habe auch wahrlich Ursache,“ meinte Schelling, „sich auf so Etwas nicht einzulassen.“ Nun fragte ich ihn geradezu, ob er gleichwohl die Absicht hege, Herder unschuldig in diese verhaßte Sache zu verwickeln? Seine Antwort war unbestimmt. Ich schilderte ihm die nachtheiligen Folgen, die es für Herder haben müßte; daß es ihm sein Alter verbittern, ihn in die widerlichsten Verdrießlichkeiten, vielleicht ins Grab stürzen würde, ohne, — darauf legte ich das größte Gewicht — ohne Fichte einigen Vortheil zu bringen. Ich stellte die Sache so dar, daß sie als das erschiene, was sie gewesen wäre, als eine nutzlose Bosheit.

Schelling versicherte mich, daß er nie im Ernst daran gedacht habe, jenen Entwurf auszuführen, und gab mir Wort und Hand darauf, daß es nicht geschehen werde.

Froh kehrte ich in das Gasthaus zurück, wo ich meinen Wagen schon wieder angespannt fand. Eine Stunde früher, als ich der Herdern versprochen, brachte ich ihr eine Antwort, die ich nicht so bestimmt zu erhalten gehofft hatte. Sie stand schon wartend am Fenster. Die Freude der ehrwürdigen Frau war mir ein hoher Genuß. Vergebens suchte sie den Ausdruck derselben zu mildern. Mit Herder selbst habe ich über den Vorgang nie ein Wort gesprochen, aber die erhöhte Herzlichkeit seines Betragens zeigte mir, daß er ihn kannte. —

Ueber Schelling's literarischen Gang und seine Natur-

philosophie weiß ich den Lesern nichts zu sagen; sie sind mir fremd geblieben. Ich glaube indeß, die Rechtlichkeit, mit welcher er seinen gut erfonnenen Plan ausgab, sobald er auf die allzu nachtheiligen Folgen desselben für — einen Gegner aufmerksam gemacht wurde, und die Biederkeit, mit der er sein Wort erfüllte, ist so ehrenvoll, als die scharfsinnigste Hypothese. Ich halte ihn für einen sehr wackeren, edlen Mann. Das ist ein Lob, das gerade nicht jedem berühmten Schriftsteller ertheilt werden kann.

— Wie es zugeht, ist mir niemals recht klar geworden, aber Fichte's Vorherfügung in dem Schreiben an die Oberbehörde wurde erfüllt. Die meisten berühmten Männer, welche den Glanz der Universität gebildet hatten, verließen Jena in den nächsten Jahren, sobald sich eine Gelegenheit dazu bot, Paulus, Schelling, Loder, die beiden Hufeland, Riethammer, sogar Schüz und mit ihm die allgemeine Literatur-Zeitung. — Freundschaft für Fichte kann sie nicht dazu betrogen haben, ob sie gleich Alle ihn schätzten. Mißmuth über sein Schicksal, das ihren Standesgeist kränkte, konnte wohl dazu mitwirken, aber nicht die Hauptursache sein. Wahrscheinlicher war es die Abberufung aller Schweizer durch die Zerrüttung ihres Vaterlandes, dann aller Liv-, Kur- und Esthländer, die den Haupttheil der Studenten, besonders in Rücksicht des Aufwandes, ausmachten, und die Bemühung anderer Regierungen, besonders der preußischen und bayerischen, ihre Universitäten durch die Berufung berühmter Männer blühender zu machen. Genug — Jena sank.

Zum Schlusse dieses Artikels muß ich eines Vorganges erwähnen, den Herr Lewald in seinen unterhaltenden „Aquarellen“ erzählt, aber wohl besser nicht erzählt hätte, da die

Geschichte, dem größten Theile nach, von feindseliger Klatschsucht erfonnen scheint. Schon vor drei Jahren hat mich der Hofrath von Kokebue, jetzt Geschäftsträger in Bukarest, ein Sohn des Dichters, die Erzählung zu berichtigen; aber ich fand, trotz meinem eifrigen Bemühen, weder in meinem Gedächtnisse, noch in meinen Notizen, noch auch im Freimüthigen Data, diesem Vertrauen zu entsprechen. Hier will ich meine Ansicht desselben geben und muß es wohl, da man auch mich darin verwickelt hat.

Die Aquarellen erzählen, als der Dichter Kokebue einmal zu Königsberg ins Theater gekommen, hätten die Studenten ihn mit einem beleidigenden Tumulte empfangen und selbst mit Stöcken an seine Loge geschlagen, so daß er sich hätte entfernen müssen. Möglich ist das wohl. Fichte selbst machte ja, wie oben erzählt wurde, eine ähnliche Erfahrung darüber, wie weit Studenten in ihrer jugendlichen Aufregung gehen können; und Kokebue hatte sehr viele Feinde, so viele, daß ich zwanzig Jahre vor seiner Ermordung seine Mutter öfter mit Unwillen über seine Streitigkeiten ausrufen hörte: „Der August stirbt gewiß keines natürlichen Todes!“ Wenn aber die Aquarellen sagen, dieser Tumult sei aus Ergebenheit und Theilnahme für Fichte entsprungen, so scheint mir das ungläublich. Ich wenigstens habe 1806, also bald nach jenem angeblichen Lärmen, in Königsberg bei den Studenten keine Spur von Enthusiasmus für den auch dort anwesenden Fichte*) bemerkt. — Als Anlaß des öffentlich geäußerten Unwillens wird angegeben: Fichte habe in Berlin ein

*) Er war dorthin geflohen, hieß es, wegen dessen, was er in seiner vor zwölf Jahren erschienenen Schrift „Ueber die Französische Revolution“ geschrieben.

philosophisches Collegium gelesen, und Kozebue sei auch unter den Zuhörern gewesen. (Ja! dessen erinnere ich mich.) In der ersten Stunde habe Fichte den Versammelten zur Pflicht gemacht, sich aller beurtheilenden Aeußerungen über seine Vorträge zu enthalten, bis er sie geschlossen. Wer sich dazu nicht verbindlich mache, den ersuche er, sich zurück zu ziehen. (Das ist allerdings in Fichte's Charakter. Ich glaube es, ob ich mich gleich dessen nicht erinnere. Aber hatte er ein Recht zu dieser Forderung, da er sie nicht in seiner Ankündigung gethan, sondern ohne sie Subscription angenommen hatte?) Alle Anwesende hätten, ich weiß nicht mehr, ob schweigend oder ausdrücklich, die Bedingung angenommen; gleichwohl sei einige Tage nachher ein spöttischer Aufsatz über die Vorträge anonym in einer Zeitschrift erschienen. In der nächsten Vorlesung habe sich Fichte darüber beschwert und deutlich zu verstehen gegeben, er halte Kozebue für den Verfasser, doch dieser habe es bethenernd abgelehnt und geäußert, der Aufsatz könne ja von mir sein. In der nächstfolgenden Vorlesung indeß habe Fichte geradezu Kozebue dessen beschuldigt, und da er wieder bethenernd geleugnet, ein Billet von mir vorgelesen und herumgezeigt, worin ich erklärte, der Aufsatz sei mir von Kozebue zum Abdrucke zugesandt, der hierauf beschämt fortgegangen sei.

Diese letzte Anführung drückt der ganzen Erzählung in meinen Augen den Stempel der Unwahrheit auf. Nie habe ich in meinem Leben an Fichte geschrieben, und was in aller Welt hätte mich wohl bewegen können, ihm, meinem offenen Feinde, einen Freund zu verrathen, der anonym bleiben wollte?

Schüz und die Allgemeine Literatur-Zeitung.

A. W. Schlegel.

Zu den berühmtesten Gelehrten Jena's gehörte Schüz. Von seiner philologischen Gelehrsamkeit sprachen selbst Wolf und der alte Voß, Uebersetzer des Homer, Virgil u. s. w., mit großer Achtung; aber er war auch zugleich, wie Wolf, ein wigiger Kopf, ein philosophischer Denker und, was jener nicht war, ein gewandter literarischer Geschäftsmann, in praktischen Lebensverhältnissen entschlossen und fest. Er soll in seinem Hause nicht glücklich gewesen sein; aber man behauptete und führte Vorgänge als Beweise an, daß er nicht betrogen werde, sondern nur mit Verachtung übersehe, was er nicht verhindern könne. Als sein Sohn als Student einem Collegen seines Vaters eine Katzenmusik gebracht und die Fenster eingeworfen hatte, sagte Schüz zu ihm: „Wenn Du noch Knabenstreiche machst, gehörst Du nicht auf die Universität!“ und schickte ihn auf ein Jahr zurück ins Gymnasium zu Gotha.

So erzählte man, und diese und ähnliche Züge neben der Rhadamanthns-Rolle, die man ihm in der Literatur beilegte, spannten meine Erwartung auf seine persönliche Erscheinung, die ich mir sehr stattlich und imponirend dachte. Ich fand mich sehr getäuscht, als mich, ich weiß nicht mehr, welcher Anlaß, zu ihm führte. Statt des kräftigen Mannes, den ich erwartete, sah ich eine abgewelkte, mühselige Gestalt mit mattem Auge. Nur ein zuweilen schalkhafter Strahl in diesem und einige Raschheit im Sprechen und in den Bewegungen, noch viel mehr freilich der Geist seiner Reden entsprachen einigermaßen der Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht hatte; übrigens trug Alles an ihm das Gepräge eines Mannes, der sich nach einem sehr entsprechenden Aus-

drucke, den ich einmal hörte, am Pulse verfeffen hatte. Selbst sein Gang zeugte von gelehrter Vernachlässigung; er trat immer zuerst mit den Hacken auf. Sein Gespräch war lebhaft und voll witziger Gedanken und bewies seine große Gelehrsamkeit nicht nur, sondern, was sehr viel mehr ist, seinen durchdringenden Verstand; aber auch hier blickte eine gewisse Abnutzung durch, nämlich des Gemüthes. Er hatte eine Welt von Gedanken und Gegenständen geprüft, erwogen und bei ihnen gefühlt, es gebe nichts Neues für ihn, das ihn lebhaft interessiren konnte.

Er nahm mich sehr freundlich auf, lud mich ein paar Mal zu Gaste, wo es, ein Verdienst seiner geschmackvollen Gattin, fast so elegant zuring wie bei Voder, und auch als ich Weimar verlassen hatte, gab er mir mehr als einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung. So war z. B. während meines Aufenthaltes in Kopenhagen für das Intelligenz-Blatt der Literatur-Zeitung ein sehr verfänglicher Angriff auf mich eingesandt worden, und zwar in der Form von Fragen, bei denen ein Termin zur Beantwortung festgesetzt war, den ich in meiner großen Entfernung nicht hätte beobachten können. Schük legte ihn bei Seite, bis ich wieder in Weimar eingetroffen war. Nun wurde er gedruckt und geziemend schnell zurückgewiesen.

Der Universität leistete Schük damals als Professor sehr wenig. In dem Halbjahre, das ich dort verlebte, kündigte er sehr spät ein einziges Collegium an, von wöchentlich drei Stunden, glaube ich. Es erregte einen Jubel unter den Studenten, ihn wieder einmal hören zu können; doch nach der dritten oder vierten Vorlesung erklärte er, seiner Kränklichkeit wegen nicht fortfahren zu können; die Zuhörer möchten ihr Honorar zurücknehmen. Das war keine geringe

Aufopferung, wenn Alle, die subscribirten, auch bezahlt hatten. Es waren über hundert und fünfzig Zuhörer, und das bescheidene Honorar betrug doch drei Laubthaler. Dies Abbrechen wurde allgemein bedauert. Schüz las so geistvoll und die Aufmerksamkeit fesselnd, wie Platner, aber viel gründlicher. Ich habe keinen besseren Docenten gehört. Nur Wolf mochte ihn übertreffen.

Schüz litt wirklich oft an hartnäckigen Beschwerden, wohl auch Folgen seines Sitzens beim Studiren und Schreiben; aber das Haupthinderniß seiner Vorlesungen war die Allgemeine Literatur-Zeitung, deren Redaction ihm unendliche Arbeit auflegte.

Die Stiftung dieses viele Jahre hindurch hochwichtigen Blattes war die Ausführung eines glücklichen Gedankens zu rechter Zeit. Wer diesen zuerst gehabt, ob Bertuch oder Schüz, weiß ich nicht; aber die Verbindung gerade dieser beiden Männer zu seiner Ausführung sicherte zum Voraus das Gelingen.

Am meisten wirkte zu ihrem Vortheil der damalige Zustand der Kritik in Deutschland. Es gab fast nur zwei kritische Zeitschriften von Ruf, welche die neue Zeitung zu überbieten hatte. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen, angefangen mit der Stiftung der Göttinger Universität und zuerst vom großen Haller unterstützt oder vielmehr geleitet, hatten sich in würdigem Ansehen erhalten und gaben noch immer sehr werthvolle Beurtheilungen in anständigem Tone; aber ihre wöchentlich erscheinenden Bogen in klein Octav waren viel zu eng, um ihre Leistungen weiter als auf die wichtigsten Erscheinungen der gelehrten Literatur auszudehnen. — Die Allgemeine Deutsche Bibliothek, von Friedrich Nicolai zu Berlin gestiftet, redigirt und verlegt,

umfaßte zwar alle Zweige der Literatur, trug aber in jeder Rücksicht das Gepräge einer engherzigen, buchhändlerischen Speculation. Sie sprach nur von solchen Schriften, die in Deutschland verlegt wurden; denn nur solche pflegten auf der Leipziger Messe zu erscheinen und verrechnet zu werden. Ihr Aenßeres, enge deutsche Schrift auf grauem Druckpapier, war nichts weniger als einladend und bewies zu deutlich, daß sie auf hohen Geldgewinn berechnet werde. Das Honorar, das die gelehrten Mitarbeiter erhielten, war nach dem Maßstabe zugeschnitten, der in der Mitte des Jahrhunderts gegolten hatte, und zu gering, um zu thätiger Theilnahme anzulocken und dafür zu entschädigen.

Ihr größtes Gebrechen war aber der einseitige, enge Sinn, in dem sie redigirt wurde. Nicolai, ein wohlunterrichteter Mann, aber weder ein Gelehrter, noch ein philosophischer Kopf, hielt sich gleichwohl für Beides, weil einst Lessing und Mendelssohn seine Freunde gewesen, und glaubte in der Literatur als Autorität verfahren zu können, weil sich aus Mangel eines besseren Mittelpunktes gute Köpfe ihm und seiner Bibliothek angeschlossen hatten. Wirklich hatte er auch für einige Jahre großen Einfluß gewonnen, doch dieser mußte mit dem Auftreten jüngerer talentvoller Köpfe und der Fortbildung der Wissenschaften und der Literatur sinken. Da er dieser Fortbildung bald nicht mehr folgen konnte, verfielen er und die meisten seiner mit ihm gealterten Freunde in die Altersschwachheit, die Höhe, auf der sie standen, für den Gipfel des Wissens und Leistens anzusehen. Er suchte Stillstand zu gebieten, feindete alles Neue mit vornehmem Tone an — und zog sich bald vielfachen Spott zu.

Außer diesen beiden kritischen Schriften waren noch in

Gotha, in Erfurt und in mehreren kleinen Städten, wo etwa ein geistvoller, mitunter auch ein geistloser Schriftsteller und ein Buchhändler einigen Unternehmungsgeist besaßen, sogenannte gelehrte Zeitungen entstanden und vegetirten kürzere oder längere Zeit, ohne viel beachtet zu werden. Selbst manche politische Zeitungen lieferten Recensionen. Alles dieses deutete nur das Bedürfniß eines gut organisirten kritischen Institutes an, ohne es zu befriedigen, und ward verdunkelt, sowie der Plan der Allgemeinen Literatur-Zeitung hervortrat.

Nicht nach buchhändlerischen, sondern nach gelehrten Zwecken berechnet, umfaßte dieser Plan die gesammte Literatur aller gebildeten Nationen, und er übernahm so die Fortschritte aller Wissenschaften zu befördern, indem er von ihnen ununterbrochen und schnell Nachricht gab; denn täglich sollte ein halber Bogen in Quart erscheinen. An die Spitze jedes Faches stellte er einen berühmten Gelehrten desselben, doch mit der Bewahrung, daß dadurch den ihm ebenbürtigen Männern des Faches nicht ein Zwang in der Aeußerung ihrer Ansichten geschehen solle; es sollten nöthigenfalls mehrere Beurtheilungen desselben Gegenstandes aufgenommen werden. —

Das bedeutende Honorar, 18 Thaler in Gold für den Bogen, und selbst das durch seine Neuheit imponirende Aeußere des Blattes trugen dazu bei, ihm schnell eine Autorität zu verschaffen, vor der sich Alles beugte. Der größte Philosoph des Zeitalters, Kant, eröffnete es durch die Beurtheilung des am meisten bewunderten Werkes der Zeit, der berühmten „Ideen“ Herder's, leider, indem er sie herabsetzte. — Zum Sitz der Haupt-Redaction wurde ein eigenes großes Haus außerhalb Jena's erbaut, in dem Schüz

wohnte, und das bei den Studenten und Bürgern kurzweg „die Literatur“ hieß.

Die der Allgemeinen Literatur-Zeitung zu Grunde liegende Idee war ohne Widerrede für das Deutschland jener Zeit großartig und einsichtsvoll, und eben so sehr die erste Ausführung derselben, bei der überall die Unterstützung eines nicht reichen und mächtigen, aber hochgebildeten, die Wissenschaften ehrenden Fürsten und seines weisen Ministers, des Geheimen Rath Voigt, durchblickte.

Die Wirkungen, welche die Literatur-Zeitung anfangs übte, waren entscheidend, groß und wohlthätig. Durch sie erst gewann die deutsche Literatur einen Mittelpunkt, den ihr keine der vielen Hauptstädte und Residenzen Deutschlands zu geben vermochte, einen bestimmten Charakter und ihrer würdige Geltung bei anderen Nationen; und diese Wirkungen waren dauernd und wuchsen fort, als das Blatt schon im Sinken war. Als ich nach Deutschland kam, war dieses Sinken bereits bemerklich, und die Ursache in der Stille anerkannt.

Schüz, kränklich und nicht mehr jung, war nicht lange im Stande, der ungeheuren Arbeit der Redaction, neben den Geschäften seiner Professur, zu genügen. Er fühlte sich erschöpft und mußte Gehülfen suchen, nicht bloß für den geschäftlichen Theil, solche waren nicht gefährlich, sondern auch für den geistigen, für das Denken; — hier aber mußte Jedem Spielraum gelassen werden, sich und seine Individualität geltend zu machen, und das konnte nachtheilig werden und ward es. Schüz' Wahl fiel auf junge Männer von Gelehrsamkeit und Geist; aber ihr Geist und ihre Zwecke waren nicht die ursprünglichen des Institutes, und so verfälschten sie seinen Charakter und führten es auf

Abwege. Einer der frühesten Gehülfen war Reinhold, ein ehemaliger Mönch, der in Wieland's Hause Aufnahme fand und sein Schwiegersohn wurde. Dazu mußte er sich ein Fach der Gelehrsamkeit wählen und sich schnell darin so sehr auszeichnen, daß es ihm ein bürgerliches Auskommen verschaffte. Er wählte die damals neue, noch wenig gekannte kritische Philosophie, studirte sie mit großem, aber, nach dem Urtheil von anderen Kantianern und von Fichte, nicht mit dem glücklichsten Eifer, ließ ein paar Schriften und Recensionen in ihrem Geiste drucken und fand nun als Professor und Mitarbeiter der Literatur-Zeitung ein Auskommen, das ihm zu heivathen erlaubte. Diese hatte in ihrer ersten Nummer selbst die Fahne der Kantischen Philosophie aufgesteckt, doch wohl mehr zum Schmuck, als um ihr zu folgen; aber daß Reinhold sie nun überall einflocht, sie als das Höchste behandelte, schien jetzt nur Consequenz, und Kantische Principien wurden, da andere Recensenten den Charakter des Blattes darin zu sehen glaubten, gleichsam die Livrée der Kritiker. Reinhold wurde durch eine einträgliche Professur nach Kiel entfernt, aber der schwerfällige Charakter des Blattes war stehend geworden. Neue Helfer bei der Redaction brachten neue, fremdartige Schattirnungen desselben hinein, da Jedem das Wichtigste war, sich geltend zu machen.

Als ich nach Jena kam, führten ein paar junge Männer das Wort darin, deren Dünkel und Anmaßung allgemeinen Unwillen erregte, und die Schüz, den selber sie bei Seite zu schieben anfangen, endlich zwangen, sie von aller ferneren Mitarbeit auszuschließen.

Ich war in dem sogenannten Paradiese, einem Spaziergange bei Jena, öfter einem jungen Manne begegnet, der

eine sehr wichtige Miene machte. Bei meiner Erkundigung sagt man mir nicht, „er heißt“, sondern „es ist August Schlegel.“ Ist! Dieses Wort setzte schon einen anerkannten Ruf voraus, und begierig fragte ich, worauf dieser sich gründe. „Er arbeitet an der Literatur-Zeitung.“ Man wies mir ferner eine Anzahl Gedichte und kritische Abhandlungen nach . . . und endlich las ich Uebersetzungen von ihm. Sie waren mit Fleiß und Gewandtheit gemacht und gaben das Original mit großer Treue wieder Der gute Uebersetzer eines großen Dichters verhält sich zu diesem, wie ein Schreiber, der eine schöne Handschrift malt, zu einem einsichtigen Minister, dessen Verordnungen er ausfertigt. Und doch war ich überzeugt, daß Herrn Schlegel's „Minister“ Dante und Shakespeare nie mit so viel Stolz und Gefühl der Wichtigkeit aufgetreten sind, als er verrieth. Ich fand mich ein paar Mal in Gesellschaft mit ihm zusammen, und sein Gespräch lehrte mich bestimmt, — ich sei auf eine Blase getroffen.

Schlegel scheint förmlich den Plan gehabt zu haben, sich wie Gottsched und dann Klopz zu einer Alles entscheidenden Autorität, wenigstens in der sogenannten schönen Literatur zu erheben. Was er sich selbst zu schaffen nicht genug Kraft gehabt hätte, Schauplatz und Werkzeug, bot ihm die J e n a i s c h e Literatur-Zeitung. Ihren Herausgebern mußte ein so rüstiger, kenntnißreicher und damals auch geschmackvoller Mitarbeiter sehr willkommen sein. In Kurzem bemächtigte er sich fast des gesammten belletristischen Faches und nahm als oberster Richter über Leben und Tod in seinen Beurtheilungen einen sehr vornehmen, angreifenden Ton an. Die Herausgeber hörten ihn mit großem Vergnügen, da Schlegel im Namen ihrer Zeitung sprach, die besonders nach

dem Erscheinen der Xenien so Etwas zur Erhaltung ihres Ansehens zu bedürfen schien, und die Menge wurde dadurch wirklich in Ehrfurcht geschreckt. Indessen gab es eine ganze Reihe von Celebritäten, die schon vor Schlegel da gewesen waren und ihn verdunkelten. Er griff diejenigen, bei denen es thunlich schien, nach einander und zwar bei steigender Heftigkeit an und stellte dagegen Andere auf. Er erklärte eine Reihe Köpfe von sehr mittelmäßigen Talenten für Genies: so schuf er sich Anhänger, die nicht von ihm abfallen konnten, da ihr eigener Ruf mit dem seinigen stieg oder sank. Zu diesen gehörten vorzüglich sein eigener Bruder, Tieck, Novalis und wer sich ihm sonst mit tiefer Ehrfurcht nahte und zu dem Zirkel paßte.

Auch dieses Verfahren sahen die Eigenthümer der Literatur-Zeitung ruhig an; aber Schlegel wollte nicht bloß eine unfruchtbare Autorität besitzen: sie sollte ihm ein gutes Einkommen verschaffen. Das, sagte man damals, führte Entzweiung herbei. Schlegel dehnte die meisten seiner Recensionen zu dem Umfange von Abhandlungen aus und erhob so in einem Jahre achthundert Thaler Honorar. Bei der Größe dieser Summe wurden die Herren endlich gewahr, daß er allein den dritten Theil des Jahrganges geschrieben und für alle anderen Zweige der Literatur und alle anderen Mitarbeiter zusammen nur zwei Drittel übrig gelassen habe, von denen noch dazu ein beträchtlicher Theil an seine Freunde gleichfalls für Belletristik verwandt worden. Es wurde ihnen um die Allgemeinheit des Blattes bange, und als Schlegel wieder statt einer Recension eine Abhandlung über Herder's Terpsichore brachte, strich Schütz, als Redacteur, die Hälfte derselben weg, ohne Rücksprache mit dem Verfasser zu nehmen. Schlegel empfand diese Unfeinheit sehr

übel. Es kam zu einem Streite, in welchem er erklärte, der Literatur-Zeitung seine Mitarbeit entziehen zu wollen. Die Herausgeber nahmen dieses Erbieten an, und die bisherigen Verbündeten wurden jetzt Feinde. Das that der Zeitung keinen Schaden; wohl aber, daß sie in Leipzig und Erlangen Nachbildungen erhielt, die sich nicht mit ihr messen konnten, ihr aber doch für einige Jahre manchen trefflichen Kopf entzogen. Noch mehr war es ihr nachtheilig, daß ihr Hauptzweck erreicht war. Sie hatte den literarischen Geist in Deutschland zu lebendiger Thätigkeit aufgeregt, und dieser war nun unermüdblich darin, neue Formen zu schaffen, durch welche ihre Form allmählig antiquirt wurde. Endlich ging sie entzwei. Sie wurde ihr eigener Doppelgänger. Schütz zog nach Halle und verlegte die Herausgabe seiner allgemeinen Literatur-Zeitung dorthin; sein bisheriger Hauptgehülfe Eichstädt, unterstützt vom Herzoge, ließ in Jena auch eine Fortsetzung derselben erscheinen, die den bisherigen Titel: Jena'sche allgemeine Literatur-Zeitung führte und der Goethe und Schiller ihre Theilnahme zusicherten. Dem Publicum blieb es überlassen, welche es für die echte Fortsetzung ansehen wolle. Ich glaube, es ist noch nicht darüber im Reinen.

Weimar.

Raum halb so groß und bevölkert als Erfurt, beträchtlich kleiner und weniger bevölkert als Gotha, konnte Weimar zu dieser Zeit für eine Hauptstadt Thüringens gelten, oder war es vielmehr. Der Geist hochgebildeter Humanität, der schon seit mehr als einem Menschenalter die Regierung

beseelte, die berühmten Schriftsteller, die sie versammelte, selbst das Theater, das einzige stehende zu jener Zeit, machten es dazu, besonders seit der nur noch die ernstern Wissenschaften als Kenner liebende Herzog von Gotha gealtert war. Jede veranstaltete Feier oder öffentliche Veranstaltung, besonders jedes neue Schauspiel führte aus den Städten der benachbarten Ländchen, und selbst von den Gütern viele Theilnehmer nach Weimar. Es zogen selbst manche adlige Familien für den Winter dorthin, wie nach einer glänzenden Residenz, und selbst manche Engländer und Franzosen ließen sich dort förmlich nieder und hatten als Ausländer bei Hofe den Zutritt zu allen Festen, sie mochten von Adel sein oder nicht. Alles dieses wurde durch den literarischen Ruhm der Stadt so verherrlicht, daß man überall, in Deutschland nicht nur, sondern auch in anderen Ländern, Weimar als einen wichtigen Glanzpunkt betrachtete zu dem man weither wallfahrtete. Freilich schwand die hohe Vorstellung sehr bei längerem Verweilen daselbst. Es ließ sich nicht lange verkennen, daß der Fürst eines Ländchens, das ungefähr 150 000 Einwohner hatte und nicht viel mehr als eine Million Gulden eintrug, auch bei dem liberalsten und gebildetsten Geiste nicht viel und nicht mit Ausdauer für Kunst und Wissenschaft thun konnte. Alle Herrlichkeiten Weimars, obgleich mit Geist und Geschmack geleitet, waren nur einzelne Blitze in dichter Dämmerung, die schnell verlöschen und immer die alte Dunkelheit zurückließen: aber freilich hallte jedem ein langes Donnern in den Zeitschriften nach. Es konnte nicht anders sein, da Stadt und Land zu klein für größere Leistungen waren. Ich gestehe, daß mir bei jeder Rückkehr aus einer der bedeutenden Städte, die ich nach einander besuchte, die Kleinstädtereie, die dort herrschte,

und die arge Spießbürgerlichkeit selbst in den Verhältnissen der hochberühmten Männer, die dort lebten, einleuchtender und zuletzt unerträglich wurde.

Meine Lebensweise in Weimar war angenehm. Böttiger's Sorgfalt verdankte ich eine bequeme Wohnung. Ich arbeitete besonders am Tage viel, aß zu Mittag im Gasthause, und am Abend bot der Besuch bei einer befreundeten Familie oder eine gebetene Gesellschaft oder das Theater erheiternde Genüsse. Das Letzte war, Dank sei es der Liberalität des Herzogs, ein wohlfeiles Vergnügen. Die wenigen Greise, die sich noch mit mir der damaligen Darstellungen auf der Weimarischen Bühne erinnern, fanden wahrscheinlich so wenig als ich nachmals in mehreren bedeutenden Rollen das überboten, was Demoiselle Jagemann in classischem Gesang und edlem Spiel, Madame Becker, Goethe's Euphrosine, in reizender Anmuth, Graff und Becker im ernstesten Schauspiele leisteten. Es versteht sich, daß nie ein leeres Haus den Genuß schmälerte, wohl aber that bei Darstellung bedeutender neuer Stücke Ueberfüllung daselbe, die besonders an Sonnabenden von Jena her, nach geendigten Collegien, zusammenfloß.

Selbst das war ein Genuß, die vielen von Vergnügen verklärten Gesichter um sich her zu sehen. Es gab Abende, besonders bei zweiten oder dritten Vorstellungen, wo mich das Beobachten dieses Schauspiels mehr beschäftigte und ergötzte, als was auf der Bühne vorging. Besonders unvergeßlich ist mir ein Antlitz, an dem eines Abends fast bis zur Unbescheidenheit mein Blick haftete. Es war das eines Greises, der auf einer Seitenbank dicht hinter dem Orchester saß, so daß die Rampe es beleuchtete. Es war nicht schön, und die feinen, geistvollen Züge desselben zeigten

eine gemüthliche Abspannung, sobald er mit seinen Nachbarn gleichgültige Worte wechselte. Jetzt ging der Vorhang auf und das Antlitz in den Ausdruck ernster Aufmerksamkeit über, die, so wie die Intrigue anfang, zur Theilnahme wurde, die immer lebhafter wurde, je mehr die Verwicklung wuchs. Jede frohe Wendung derselben begrüßte eine freudige Miene, jede bedenkliche eine ängstliche. Ja, ich sah sein Auge zuweilen vor Zorn sinkeln, dann wieder sich vom weichen Gefühle trüben. Bei glücklichen Worten des Dichters nickte er freundlich, bei mißlungenen schüttelte er mißbilligend leicht den Kopf. Zuweilen bewegte er die Lippen und sprach leise. In den Zwischenacten unterhielt er sich ruhig und sah gleichgültig auf die Versammlung hin, doch als die Schlussscene eine glückliche Auflösung gab, schien er tief aufzuathmen; wenigstens blickte er mit froher Zufriedenheit um sich her. Ich fragte seinen Nachbar, ob er wirklich während des Spieles für sich gesprochen? Ja! In einzelnen Ejaculationen. Bei den Streichen des jungen Buben im Stück hat er gesagt: „Du solltest mein Sohn sein!“ Der alten Ränkemacherin hat er leise zugerufen: „Vetula pravissima!“ Dem jungen Mädchen, das verführt werden sollte: „Kindchen! Trau' ihm nicht.“ Ich war so glücklich, am Abend mit ihm zu essen. Das Gespräch kam auf das Stück: er erklärte es für sehr mittelmäßig, hatte es schon halb vergessen. Und dennoch — —. Ja! denn der Beruf des Dichters ist Gefühl, das wie ein wohlgestimmtes Aeolenspiel der leichteste West durchathmet und beseelt. Es hört auf, und was es tönte, ist auf immer geschwunden — wenn die Kunst es nicht der Nachbildung werth findet. Jener Greis aber war Wieland, der, nach meinem Urtheil, größte Dichter der deutschen Nation. Seine üppig reiche Phantasie

und sein zartes Gefühl haben nicht die gewaltige Schwungkraft des Klopstock'schen, nicht die hochgenialische Reckheit des Goethe'schen, nicht die erschütternde Emphase des Schiller'schen, aber mit höherer Kunst, als jene drei Heroen besaßen, schuf er Schöneres, Bleibenderes. Ein so wunderliches Wunderwerk, wie der Messias ist, hätte er sich von vorn herein gar nicht zu schaffen entschließen können. Den ersten Theil des „Faust“ hätte er nicht schreiben, aber auch nicht den sonderbaren Fehlgriff begehen können, einen zweiten Theil geben zu wollen, auch nicht solche Fehler mit solcher Herrlichkeit verschleiern können, wie Schiller den Gedankengang z. B. „Der Braut von Messina“. Mit reifer, vollendeter Kunst verwandte er den Reichthum seines Genies zu der tadellosesten, reizendsten Schöpfung in unserer Sprache: zum „Oberon“. —

Mit Eintritt des Sommers wurde Weimar in der Regel wieder eine gewöhnliche, nicht große Landstadt. Die Schauspieler gingen nach Lauchstädt, die Familien vom Lande kehrten auf ihre Güter zurück, und nur einige Ausländer blieben zurück: der ehemalige Nationalversammlungs-Deputirte Mounier, Graf Dumauvois, einige andere Emigranten und ein paar Engländer; einige der wohlhabendsten unter den Einwohnern reisten in ein Bad oder bezogen einen Garten. Auch der Herzog machte häufig Reisen; die Herzogin-Mutter zog nach Tieffurt; nur die regierende Herzogin mit ihren Kindern blieb in der Stadt; von den Einwohnern fast nur, wen ein fortlaufendes Geschäft festhielt. Was mich betrifft, ich hielt meine Villeggiatur in Tieffurt. Im Sommer 1798 hatte ich ein sehr einfaches Stübchen von einer Bauernfrau gemiethet; im folgenden Sommer eine fast elegante Wohnung von drei Zimmern im Hause

eines Hofgärtners. In dieser erhielt ich zuweilen ausgezeichnete Besuche. Herder und seine Familie und ein paar Fremde kamen einmal, ich glaube zum Kaffee, zu mir. Wieland aß eines Abends mit Falk und dessen junger Frau in meiner Inngesellentwirthschaft zu Abend. Die Schwester Kozebue's, die Senatorin Gildemeister aus Bremen, in deren Hause ich den Winter vorher sehr gütig aufgenommen worden war, nahm mit einer sehr reizenden Tochter eine Collation bei mir ein. Böttiger und Andere spazierten oft zu mir heraus. Man sieht, ich hätte eine Art Haus machen können, wenn es nicht zu kostbar für mich gewesen wäre. Meine hochfürstliche Nachbarin und ihr kleiner Hof thaten mir durchaus keinen Zwang an. Ich luftwandelte des Morgens in ihrem kleinen Park, der aber eigentlich nur aus zwei oder drei schattigen Baumreihen zwischen der Alm und einem Bergrande bestand. Ich arbeitete in einer kleinen Grottenhöhle, die auf dem Rande dieser letzteren stand und eine weite Aussicht gewährte. Zu Mittag machte ich einen Spaziergang durch eine üppige Wiese und im Schatten des Dickichts eines schönen Gehölzes nach Weimar, um an der Wirthstafel im „Gasthof zum Erbprinzen“ zu essen, wo häufig Freunde an der Mahlzeit Theil nahmen. Von Zeit zu Zeit machte ich kleine Reisen nach Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach, Kahla; — einmal auch auf ein paar Wochen nach Dresden und ins Erzgebirge, später nach Hamburg, Lübeck, Bremen und Berlin. Wer meine durchaus zwangslose Lebensweise sah, pries mich glücklich. Fühlte ich mich so? Nein! ich hatte vom Baum der Erkenntniß gegessen, hatte eine Reihe großer Städte in kräftig strebender Thätigkeit gesehen, sehnte mich darnach, dabei selbst praktisch einzugreifen und u r ch literarische Arbeiten, nicht aber bloß f ü r diese da zu sein.

„Wo ist denn,“ fragte ich Herder eines Tages, „wo ist der Lebenspunkt der deutschen Literatur? Wohin versammeln sich die ausgezeichneten Köpfe aller Art, um sich gegenseitig zu bilden, Belohnung zu finden, wenn sie sich Verdienste erwerben, und ihres Ruhmes zu genießen? Wohin strahlen die glücklichen Gedanken der Einzelnen in der Nation zusammen, um ihr als erwärmendes Licht, als heilbreitende That zurückgegeben zu werden?“

„Aber,“ antwortete er mit einem Seufzer, „wo ist denn die politische Hauptstadt Deutschlands? Wie wollen Sie, daß die Literatur einen vereinigenden Mittelpunkt habe, da es für die wichtigsten Angelegenheiten der Nation keinen gibt? Hätten wir Deutsche politischen Verstand, politische Energie: statt der fünfzig Landesstädte mit Hofhaltungen hätten wir uns vor Jahrhunderten eine gemeinsame Hauptstadt gewählt oder mit gemeinsamen Anstrengungen erbaut, die der Stolz und das Heil Aller wäre. Jetzt kann unsere reiche Literatur nichts sein, als was unsere furchtbare Nationalmacht, unser unermessliches Nationalvergnügen ist: *Disjecta membra* — höchstens ein bunt zusammengeflickter Bettlermantel!“

So sprach der große Herder im Jahre 1797! Etwa anderthalb Jahre später kam ich nach Berlin, und nun erst erkannte ich ganz den Gehalt seines Urtheils. Was war denn Frankreich, als der König ohne Reich, René poetischen Gedächtnisses, an seinem kleinen Hofe in der Provence alle ausgezeichneten Talente und Gelehrte der Franzosen versammeln konnte? — Hätte Berlin 1797 nur zur Hälfte für das gegolten, was es bald nachher zu werden anfang und jetzt ist, ich hätte Weimar acht Tage gesehen und wäre nach Berlin gezogen; doch dort herrschten noch — dunkle

Gewalten, die sogar die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ verjagt hatten. In Weimar war es licht und geistig warm, und ich beschloß, dort zu bleiben.

Durch den Legationsrath und Cabinetssecretär des Herzogs, Weyland, wurde ich in die Weimarer Gesellschaft eingeführt. Weyland selbst lebte still und war mit Geschäften überhäuft. Aber er führte mich als Gast in einen Club, der wöchentlich, so viel ich mich erinnere, zusammentam. Die Versammlung war diesen Abend sehr zahlreich, das heißt, fast ganz Weimar war da, ausgenommen den Hof und die drei literarischen Heroen: Herder, Wieland und Goethe. Uebrigens lernte ich die ganze obere, ästhetische Beamtenwelt mit ihren gleichfalls ästhetischen Familien kennen und den feineren Gesellschaftston Weimars, den sonderbarsten, den ich irgendwo bemerkt habe. Man hat eine Schreibart, die man poetische Prosa nennt; der hiesige Ton hätte sehr gut prosaische Poesie genannt werden können. Er war zusammengesetzt aus Kleinstädtereier, höfischen Rücksichten und literarischer Wichtigthnerie. Die Ereignisse in der Literatur wurden wie Stadtneuigkeiten besprochen und diese als literarische Consequenzen. Besonders fiel es mir auf, immer nur vom Hofrath Wieland, Geheimen Rath Goethe, Vicepräsidenten Herder sprechen zu hören. Man nannte sie gar nicht ohne den Titel. In der ganzen Gesellschaft war wahrscheinlich, mich ausgenommen, kein einziger Unbetitelter, selbst unter den wenigen Kaufleuten, und so setzte sich denn Jeder, wenn er die großen Dichter auch bei dem Titel nannte, mit ihnen in dieselbe Kategorie. Der Gebrauch fing damals schon an in Deutschland allgemein zu werden, daß jeder Schriftsteller mit einem Titel begabt wurde, oder sich begaben ließ für Geld und gute Worte. Ich betrachtete

es daher bald als Lebensregel, besonders bei Schriftstellern: Quilibet praesumitur — Rath, donec probetur contrarium. Ich täuschte mich fast nie, machte aber oft die Erfahrung, daß der Deckel mehr werth war als das Buch.

Trotz dem, was ich von Weimar wußte und dachte, hatte es doch etwas Ueberraschendes, als Weyland mich jetzt einem vollwangigen, elegant gekleideten und frisirten Manne mit lebhaften Augen und etwas höfisch freundlicher Miene vorstellte und ihn den — ich weiß nicht, ob Hof- oder Consistorial-Rath — Böttiger nannte; dann einem kleinen und ältlichen Blondin von ziemlich bürgerlichem Aeußeren, den ich für einen Krämer ansah, bis Weyland mir sagte, es sei der Legations-Rath Bertuch; dann einem Manne von schlichtem Ansehen, aber geistvollem Blick, dem Kammerherrn der verwittweten Herzogin, von Einsiedel, schon damals als Schriftsteller geschätzt; dann einer ganzen Reihe von Rätthen, sogar einem Paar Commerciens-Rätthen, bei denen er mir aber meistentheils leise zuflüstern mußte, was sie geschrieben hätten.

Nach den Rätthen kamen, wie wir so durch die Gesellschaft hingingen, die Rätthinne an die Reihe. Auch bei diesen raunte mir mein gütiger Führer bald den Titel eines anonymen Romans, bald eines Gedichtes zu, und Manche, bei denen dies nicht geschehen konnte, hatten doch eine andere literarische Merkwürdigkeit. So war z. B. eine alte Legations-Rätthin von sehr verständigem und entschiedenem Blick, Ton und Benehmen, die mit hohem Ernste Karten spielte, die Mutter des Dichters Kozebue, und eine nicht mehr ganz junge, aber doch wohl aussehende, durch ihre Lebhaftigkeit interessante Kammer-Rätthin, die Schwester von — Werther's Lotte.

Bei einer frohen Abendtafel 1799, im Gasthof zum „Hofjäger“, entschlüpfte Einem der Anwesenden, der auch Schriftsteller war, aber die Unart hatte, in frohen Gesellschaften häufig alle Sarkasmen, die ihm einfielen, gerade herauszusagen, der Einfall: „Weimar scheine ihm, in literarischer Hinsicht, ein großes Raupennest, über dem nur einige schöne Schmetterlinge flatterten, der Atlasvogel Wieland, der majestätische Riesen-Trauermantel Herder, der prächtige Schillervogel, das Pfauenauge Goethe, der C-Vogel Böttiger, der große Fuchs Bertuch. — Jena liefere die kritischen Schröter dazu. Voran summe der große Hirschkäfer Schüz.“ — Lachen und Unwillen unterbrachen ihn, denn zwei Drittheile der Tafelnden bestanden aus Schriftstellern, von denen die meisten fühlen mochten, daß sie nicht flatterten. Ein 50jähriger Hofadvocat, mit breitem, weinrothem Angesichte, aber einem feinen, verständigen Kopfe, der als täglicher Gast präsidirte, vermittelte Alles, indem er die Gesundheit der literarischen Ranpen trank, die ja alle Beruf und Hoffnung hätten, Schmetterlinge zu werden, und dann die Frage aufwarf, wieviel Schriftsteller wohl gerade jetzt in Weimar lebten? Man zählte und zählte und brachte in dem Städtchen von noch nicht 6000 Menschen 59 zusammen. „Schade,“ rief Jemand, „daß nicht noch Einer da ist, um das Schock voll zu machen!“ — „Den kann ich liefern!“ sagte der Hofadvocat. „Feiertag!“ rief er, und dienstwilligst lief der aufwartende Lohnbediente, der heute den alten, stattlichen „Schachschaber“ unterstützte, mit einem leeren Teller herbei; aber der Hofadvocat hielt den feinigten, auf dem ein deliciöses Stück Rehrücken dampfte, mit beiden Händen fest, und —: „Wie heißt das Buch, das Sie geschrieben haben?“ fragte der Hofadvocat. Mit felig-

verschämtem Lächeln sagte der alte Bediente einen Titel her. Die ganze Gesellschaft brach in Lachen aus. Das fragliche Buch war die Beschreibung einer Hoffete auf dem Ettersberge aus dem Standpunkte eines bewundernden Lakaien.

Es heißt nur eine Pflicht erfüllen, wenn ich anführe, daß der Herzog sich zwar an seiner Poeten=Volière und deren Ruhm ergötzte, sich aber nie von ihr in der profaisch=weisen, trefflichen Verwaltung seines Ländchens irre machen ließ.

Herder und das Herder'sche Haus.

Eine der ersten Fragen, die Böttiger an mich richtete, war, ob ich schon bei Herder gewesen sei. „Sie müssen ihn durchaus sehen,“ rief er. „Er liebt noch sehr die Erinnerung an Riga, — er wünscht Sie zu sehen.“ Ich ging auf der Stelle zu Herder. Zwei Treppen hoch in einem sehr einfach möblirten Zimmer fand ich ihn, einen ziemlich langen Mann, mit jener mäßigen Körperfülle, welche das höhere Mannesalter zu geben pflegt, einer sehr graden Haltung, einem geistreich=gedankenvollen Blicke, überhaupt einem Antlitz, in welchem edle Würde und der Ausdruck leisen Gefühls jenen der Kraft überboten, ohne ihn zu verschleiern.

Er nahm mich gütig auf, wie einen alten Bekannten; er sagte mir sogar einige Verbindlichkeiten über die Art, wie ich als Schriftsteller begonnen hatte. Allmählig brachte er das Gespräch auf meine früheren Verhältnisse. Er hörte mich aufmerksam; dann reichte er mir mit Herzlichkeit die Hand und sagte: „Nun weiß ich, wer Sie sind!“ In der That war es mir, als durchdränge mich sein Blick.

Er stellte mich seiner Frau vor, die auch im Alter und bei dem Anstande der häuslichen Matrone durch ihr Auge

voll Verstand und Feuer imponirte. Sie war in jeder Rücksicht des großen Mannes werth, dem sie angehörte.

Herder's Haus ward mir bald die größte Annehmlichkeit, die mich an Weimar fesselte, die mich immer wieder dahin zurückführte, wenn ich mich auf einige Monate entfernt hatte, und mich die kleine Stadt fast als meine Heimath betrachten ließ. Nie trat ich aus diesem Hause, mochte es nach einer einsam mit Herder in seiner Stundirstube verbrachten Stunde, mochte es nach einem im Zirkel seiner Familie verlebten Abende sein, ohne eine gewisse feierliche Stimmung und ohne eine Menge neuer, großer Ideen von ihm erhalten zu haben.

Herder's Lage war drückend. Sein Einkommen als General-Superintendent und Vice-Präsident des Consistoriums mag nach dem Maßstabe der kleinen deutschen Fürstenthümer nicht unbedeutend gewesen sein; aber er hatte eine starke Familie, und seine Kinder, vorzüglich die Söhne, standen in dem Alter, wo die Vollendung ihrer Bildung größere Ausgaben forderte. Man nehme hinzu, daß er nothwendig, schon seines Amtes wegen, auf anständigem Fuße leben und auch die Fremden, die sein Ruhm zu ihm führte, zuweilen bewirthen mußte. Die Lücken, die alles dieses in seiner Kasse machen mußte, durch literarische Arbeiten auszufüllen, wie sich fast alle Beamten Weimar's halfen, war freilich ein ehrenvoller Ausweg, und so oft er ihn einschlug, erhielt Deutschland etwas Bleibendes; aber sein Consistorialamt ließ ihm wenig Zeit dazu. Der Präsident des Consistoriums, ein adliger weimarscher Landstand, mochte oder konnte nicht arbeiten, und Herder, dessen großer Geist nur für die Welt hätte denken und schaffen sollen, mußte den größten Theil seines Tages damit

hinbringen, Ehescheidungs-Acten n. dergl. zu lesen und darüber zu votiren. Nur in wenigen Freistunden konnte er sich dem Nachdenken, den Gegenständen überlassen, die seinem Geistescharakter angemessen waren, und die Producte seiner letzten Jahrzehnte tragen die Spuren davon. Sie sind, auch wo sie ein größeres Ganze bilden, nur an einander geknüpft Fragmente. Auf diese Lage und ihre Resultate vorzüglich mag sich der bittere, erschütternde Klageruf bezogen haben, den er wenige Stunden vor seinem Tode that: „O mein verlorenes Leben!“

Der Herzog, der seinen General-Superintendenten nach dem Landes-Stat gut versorgt wußte, hätte nur auf besondere Anregung mehr für ihn gethan, und diese hätte in Weimar nur von Goethe kommen können. Sie wäre nicht unwirksam geblieben. Als ich im Jahre 1803 oder 1804 in ein Berlinisches Blatt einen Artikel rückte, worin ich Herder's Lage beklagte und besonders darauf hinwies, daß er als Vice-Präsident unter Arbeiten gealtert sei und ermattede, die seines hohen, philosophischen Geistes unwürdig seien, indeß ein Unthätiger die höheren Vortheile der Präsidenten-Stelle genösse, erhielt Herder diese so bald nachher, daß ich es immer für die Wirkung meines Artikels gehalten habe. Der Edelsinn des großherzigen Fürsten durfte nur auf eine solche Ungerechtigkeit aufmerksam gemacht werden, um sie aufhören zu lassen. Leider kam die Verbesserung zu spät. Herder war schon erschöpft und kränklich. Wenigstens hatte er jetzt die Muße, eine Erholungsreise nach Dresden und, glaub' ich, nach Bayern zu machen, wo einer von seinen Söhnen, mit damals sehr glücklichem Erfolge, eine Landwirthschaft angetreten hatte, zu deren Erwerb der katholische Monarch ihn dadurch befähigte, daß er den protestantischen

General=Superintendenten, um seiner Verdienste willen, in den Adelsstand erhob. Diese Reise mag der letzte Genuß gewesen sein, der Herder gewährt wurde. Er starb bald nachher.

Er wäre viel früher erlegen, wenn er nicht eine in jeder Rücksicht vortreffliche Gattin gehabt hätte. Diese Frau, hochgebildet und fähig, den Geistesflug ihres Gemahls zu verstehen und ihm zu folgen, war zugleich ein Muster verständig sorgsamer Ehefrauen, Mütter und Hauswirthinnen. Als ich sie kennen lernte, bewunderte ich ihren hellen Verstand; als ich bemerkte, was sie ihrem Gatten und ihrer Familie war, verehrte ich ihren Charakter. Sie theilte nicht nur die persönlichen, ökonomischen und Familien=Sorgen ihres Gatten; sie nahm sie ihm größtentheils ab und trug sie, so viel als möglich, allein. Manche drückende Verlegenheit erfuhr er erst, wenn sie seine nothwendige Zustimmung zu der getroffenen Abhilfe einholte, oder ihm ihre Freude über das Gelingen derselben mittheilte. Eben so sorgfältig, wie über der Abwendung aller Unannehmlichkeiten, die sich ihm ersparen ließen, wachte sie über seine Bequemlichkeit. Ich habe es gesehen, daß sie den Vorrath in seiner Tabakschachtel, an Thonpfeifen, an Papier der Gattung, die ihm die angenehmste war, schweigend untersuchte und in der Stille Befehl gab, ihn zu vervollständigen. Ein andermal kam ich zufällig dazu, als sie mit einem Handwerker über Kleidungsstücke ihres Mannes verhandelte, der jedes Bedürfniß zu rechter Zeit befriedigt fand, oft, ehe er es bemerkt hatte.

Auch die Erziehung ihrer Kinder leitete sie und zwar so vortrefflich, daß sie noch erlebte, ihre vier Söhne als achtungswerthe, junge Männer auf Bahnen zu sehen, die

sie zu großer Auszeichnung durch Verdienste zu führen versprochen. Der vor Kurzem verstorbene, so allgemein bewaehrte sächsische Ober-Berghauptmann von Herder war einer derselben. Ihre einzige Tochter wurde an häuslicher Tugend und hellem Sinn ihrer Mutter werth. Zwanzig Jahre später sah ich sie wieder, als glückliche und weise Hausfrau und Mutter.

Ihre Wirthschaft führte Frau Herder mit einer Sparsamkeit, die ihren Mitteln angemessen war; doch aber wußte sie vorkommenden Anlässen mit anständigem Aufwande zu entsprechen, und auch die kleineren Zirkel in ihrem Hause, besonders der sonntägliche um ihren Theetisch, vermischten Nichts, was gesellige Behaglichkeit befördern konnte. Außer ihrem Hause habe ich die ehrwürdige Frau fast nie gesehen, außer bei den Spaziergängen und seltenen Spazierfahrten, welche die Familie machte, und zu denen auch ich eingeladen wurde.

Röstliche Stunden, die so verfloßen! Wie reich an geistreichen, witzigen, großen Gedanken! Die interessanteste Erscheinung für mich war es, wie Herder, der gewöhnlich mit trüberstem Gesichte austrat, sich allmählig erheiterte, erwärmte, endlich in aufwallendem Feuer der Lebendigste, Witzigste von Allen wurde, und jeder seiner Einfälle, so leicht er hingeworfen schien, hatte zum Kern eine tiefgeschöpfte, psychologische Beobachtung, oder einen kühnen, oft einen erhabenen Gedanken. Herder's Geist war eben ein Baum der edelsten Gattung, der keine anderen, als eben solche Früchte tragen konnte.

Ich will die Geschichte einer Spazierfahrt erzählen, die ich mit Herder und seiner Familie machte.

An einem schönen Sommer-Nachmittage machte er mit

seiner Familie eine Spazierfahrt auf den Ettersberg, zu der ich, der ich längst aus Kopenhagen zurückgekehrt war, auch eingeladen wurde. Am Rande des Waldes hielt der Wagen. Es wurde das Theegeräthe ausgepackt, wir selbst lasen schnell trockenes Holz zusammen; Herder's Frau und ihre liebenswürdige Tochter ordneten das Service im Grase, indem der Bediente in einer Niederung Feuer anmachte und das Kochen des Wassers besorgte. In einer halben Stunde zündeten Herder und ich froh unsere Pfeifen an, und wir saßen auf Steinen oder im Grase um die Serviette her.

Herder genoß die schöne Aussicht mit Innigkeit; wir fanden Alle, daß sie reizend war, aber vor seiner Seele stand sie unter einer anderen Beleuchtung, als vor der unsrigen. Wir sahen eine schöne Gegend, er — einen wichtigen Theil des Schauplatzes der Reformation. Er fing an, uns bald von diesem Städtchen, bald von jenem Dorfe etwas Wichtiges zu erzählen; an dieses knüpfte sich, ohne daß der einfache Gesprächston einen Augenblick unterbrochen wurde, eine lebendigere Charakteristik des deutschen Volkes im 15. und 16. Jahrhunderte, als jemals eine geschrieben worden. Plötzlich unterbrach er sich selbst mit dem Ausrufe: „Ach, da waren wir Geistliche in Deutschland auch noch Etwas, als man uns in Ehren Pfaff (Pastores Fideles Animarum Fidelium) nannte. Wir sprachen zu einem gesunden, kräftigen Volke, und unser Wort wurde lebendige That, war selbst eine That. Jetzt — pflegen wir sorgsam und kunstvoll die gebrechlichen Blüthen einer Pflanze, der die Politik die Herzwurzel abgenagt hat!“ Er stand auf und ging in den Wald. Als ich ihm nach einigen Minuten folgte, hörte ich ihn die Weise eines alten Volksliedes summen.

Jene Worte sind, dünkt mich, der erschöpfendste Com-

mentar zu einer oft erzählten und mißdeuteten Anekdote. Als Herder nämlich an einem Feiertage predigen sollte und das Glockengeläute hörte, rief er aus: „Wer doch im Mittelalter lebte!“ —

Herder's Gedankengang bei unserer Bergfahrt ist gewissermaßen ein Bild seines ganzen literarischen Lebens. Sein Blick faßte jeden Gegenstand nicht nur hell und richtig auf, sondern sah auch zugleich Verhältnisse und Beziehungen desselben, welche weniger vortreffliche Köpfe nicht ahnten, nachdem sie sich ein ganzes Lebensalter mit ihm beschäftigt hatten. Er besaß jene oberste Geistesgabe, mit der man sich in den Besitz fast eines jeden Talentes setzt, so bald man will; einen hoch genialischen Verstand, der nur in seiner Aeußerung durch Phantasie und allzu reizbares Gefühl zuweilen getrübt wurde. Welches Fach er daher vorübergehend wählen mochte — er machte wichtige Entdeckungen darin, erweiterte, veredelte es, gestaltete es um; aber er sah zugleich die Grenzen desselben, es genügte ihm nicht. Er ging zu einem neuen über, in dem er bald eben so große Entdeckungen und Umgestaltungen bewirkte, und aus dem er eben so bald weiter ging. Das ganze Gebiet des Wissens war seine Heimath; er durchwanderte es unermüdet, ohne sich in irgend einem Bezirk desselben niederzulassen.

Noch genußreicher als diese Spazierfahrt war mir besonders ein Abend, den ich bei Herder zubrachte. Ich hatte allein mit ihm, seiner Gattin und seiner Tochter zu Abend geessen. Nach Tische kam sein ältester Sohn, der schon seit einigen Jahren ausübender Arzt und seit Kurzem verheirathet war, aber noch oben im väterlichen Hause wohnte, herunter und lud uns ein, an einer Bowle Punsch Theil zu nehmen, die er für ein paar Freunde, die auch die Eltern kannten,

zurecht gemacht hatte. Herder ging mit Vergnügen darauf ein, der Gast seines Sohnes zu sein. Wir gingen hinauf, und in einem sehr einfachen Lokale wurden ein paar Stunden in einer halbphilosophischen Begeisterung verbracht. Herder selbst trank, offenbar nur ehrenhalber, ein Glas, aber theilte die frohe Stimmung des kleinen Zirkels sehr lebhaft, besonders als seine Schwiegertochter sich ans Clavier setzte. Sie war nicht Virtuosa, aber sie trug leichte Melodien mit Gefühl und Geschmack vor, und Herder selbst stimmte mit schönem Ausdrucke des Vergnügens in manchen Gesang. Ich glaubte Sokrates zu sehen, der sich in der Mitte seiner jungen Freunde mit Rosen bekränzte.

Unter allen deutschen Schriftstellern, die ich persönlich oder durch ihre Werke kennen lernte, ist Keiner, der, so vorleuchtend wie Herder, Größe des Charakters gezeigt hat in seinem Lebensgang wie in seinen Schriften. Er sah die Menschentwelt und die Wissenschaften gleichsam aus der Vogelperspective an, er durchschaute Verhältnisse derselben, die Andere kaum ahnten, er erkannte den Weg, den die Welt zurückgelegt hatte und eine weite Strecke des Weges, auf dem sie weiter schweben mußte.

Was ihn in seinem Gedankengange so gewaltig machte, sie wie mit Adlerschwingen hob, war sein echtes Dichtertalent, dem er aber nicht diente, sondern das ihm nur Werkzeug war. Er war zu hohen Geistes, um seine Kraft auf Fiction oder auf die Künstlerseile dessen zu verwenden, was in ungesuchter poetischer Gestaltung aus seiner Seele hervorbrach. Fast keines seiner reizenden lyrischen Gedichte ist von fehlerfreier Form, aber manche seiner Predigten enthält mehr wahre Gedankenpoesie, als ein halbes Duzend der freundlichen Goethe'schen Lieder und Romanzen. Sein

Lebensberuf und die Natur seines tiefdenkenden Geistes wiesen ihn darauf hin, seine Dichtertalente vorzugsweise als Redner zu verwenden. Dieser Dichternatur sind die Schwächen seiner Schriftstellerei und seines Geistesganges zuzurechnen. Er dachte immer mit hoher Klarheit, aber indem er seine Gedanken niederschrieb, riß ihn die Lebhaftigkeit seiner Phantasie zuweilen hin, es in so poetischem Schwunge zu thun, daß seine Darstellung dunkel wurde. Ebenso hatte er jene hohe Reizbarkeit, die ein nothwendiger Bestandtheil der Dichternatur ist, — und er beherrschte sie nicht immer, verkannte seine aufrichtigsten Freunde und schalt auf sie in ihrer Abwesenheit, wenn sie ihn durch irgend eine Unterlassung verletzt hatten. Er tadelte mit bitterer Heftigkeit — doch nur mündlich — die Mängel an Werken (z. B. an Schiller'schen), die höchstens ruhige Rügen verdienten, und ließ sich bereden, in jenen Kampf gegen Kant zu treten, der ihm so nachtheilig wurde, nicht dadurch, daß er Unrecht hatte, sondern weil Alles in der Literatur voll von Kantianern war, die es bleiben mußten, wenn sie irgend Etwas sein wollten. Kant hatte ihn aber auch ungereizt auf eine Weise gekränkt, die er nicht verwinden konnte, und Böttiger, Falk und Jean Paul Friedrich Richter, von denen Keiner Kant's Lehrsystem verstand, die aber den lächerlichen Unsinn der Kantianer sahen, hörten nicht auf, ihn zu reizen, ihm mit dem glänzendsten Erfolg zu schmeicheln. Er mußte glauben, er dürfe auf eine gewichtige Theilnahme rechnen. So gab er dem Zorn und dem Ehrgeiz nach und stieg in die Arena hinab. Sein Gegner stellte sich nicht, wohl aber sah er (Herder) sich bald von einem neckenden, schmähenden Haufen literarischer Underlings umgeben, gegen die zu streiten sein Selbstgefühl ihm verbot. Er sah sich

nach den Anhängern, den Kampfgenossen um, auf deren Bertheidigung er gerechnet hatte, und Keiner war da. Sie hatten ihn nur für sich wollen streiten lassen. Er erlag seinem Unmuth darüber.

Wer ein vollständiges Verzeichniß der Herder'schen und Goethe'schen Schriften nebst den Jahreszahlen ihrer Erscheinung vergleichen will, wird vielleicht davon überrascht werden, wie oft Goethe, von der Würdigung altdeutscher Kunst an, der Nachtreter Herder's, der Bearbeiter ursprünglich Herder'scher Ideen war. Und ist nicht der westöstliche Divan, den man dem abgeschwächten Greise verzeihen muß, noch eine Nachwirkung dessen, was Herder einst zur Würdigung der orientalischen Poesie gedacht und geschrieben? Bekannt ist ferner, daß Goethe von Herder Shakespeare und die Griechen eigentlich kennen gelernt und die edlere Richtung seines Geistes empfangen hat. Wenn nun aber Goethe prahlt, er könne nicht unterscheiden, was im ersten genialishesten Buche der „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ ihm oder Herder gehöre, indeß in allen seinen Schriften keine Spur davon ist, daß er sich je zu so hohen Ansichten der Menschheit erheben könne; Herder dagegen nie damit prunkt, wie viel ihm Goethe verdanke, selbst dazu schweigend nur lächelte, daß man es als einen Beweis von Jean Paul's hohem Genie ausrief und dieser selbst es fröhlich dafür anerkannte, daß er die Borromeischen Inseln mit so treuer Schönheit geschildert habe, ungeachtet er sie nie gesehen, — indeß jeder Zug, den er anführt, aus Herder's mündlicher und schriftlicher Mittheilung entlehnt ist: wem fühlt mau sich gezwungen, die höhere Geisteshoheit zuzugestehen?

Bekanntlich hat Lessing zuerst den Gedanken gefaßt, Faust als höheren Charakter, als wissensdurstigen Jüngling

darzustellen, den sein Hang zum Grübeln auf den Abweg leitet. Alle, die nach ihm diesen Gegenstand behandelten, ahmten Lessing nach, aber keiner hat diesen Charakter so lebendig und kräftig gezeichnet wie Goethe, — es versteht sich in den ersten Scenen des Fragments — so lebendig und wahr, daß es mir immer gewisser wurde, er habe nach einem Lebenden geschildert. Man hat angenommen, er habe sich selbst dabei geschildert, aber das ist offenbar nicht wahr. Goethe war sehr wißbegierig, aber den Drang zum Ergründen und Ergrübeln, den Faust zeigt, hatte er nie gehabt. Am wenigsten sah er in seinen früheren Jahren (da doch Faust bald nach Werther angefangen worden war) alle Wissenschaften aus der Vogelperspective an, indem er zugleich ihre Mängel erblickte. Selbst der bittere Wiß, mit dem er diese Mängel rügt, sieht Goethe nicht ähnlich. Er muß — so dachte ich — einen solchen Grübler von hochfliegenderm Geiste gekannt und aus dessen Munde gesammelt haben. Aber wer war, wie hieß dieser Mann? Namenlos kann ein solcher in der Literatur nicht geblieben sein. Nachdem ich Herder's frühere Schriften, besonders seine „Älteste Urkunde“, dann sein Tagebuch auf der Reise nach Mantua und sodann das gelesen hatte, was Goethe selbst über seinen Umgang mit Herder in Straßburg erzählt, war es mir klar, und als ich den Faust wieder aufschlug . . . war ich augenblicklich im Klaren: ich erkannte den stürmisch nach allen Seiten hindrängenden Forscher im Faust, den bitter witzigen Verspotter jeder wissenschaftlichen Thorheit in den Sarkasmen, mit denen Mephistopheles den Schüler ausführt. Da Goethe aber bald den Faust zum elenden Düstling werden läßt, untersagt mir die Pietät gegen das ehrwürdige Original ihn zu nennen. Gerwinus hat von dem jungen Herder

gesagt, „es habe sich der Geist Faust's in ihm geregt“. Nicht doch! Gerwinus hätte sagen sollen: „Herder's Geist ist es, dem Goethe, als er in Straßburg das Tagebuch las, den Faust nachbildete!“

Wieland.

Trotz meiner hohen Achtung und Bewunderung für Wieland's Meisterwerke suchte ich doch nicht ihn kennen zu lernen, als ich nach Weimar kam. Als ich indeß eines Nachmittags bei Herder einen alten Mann mit einem nn-schönen, aber ausdrucksvollen Gesicht und seiner Bürgerlichkeit im ganzen Aeußeren am Fenster sitzen fand, und Herder's Gattin ihn, indem sie mich ihm vorstellte, Herrn Hofrath Wieland nannte, fühlte ich eine freudige Erschütterung; aber ich gab ihr keine Worte, machte nur eine tiefe Verbeugung. Ich war selbst sehr unzufrieden mit mir darüber und prüfte mich über die Ursache meines stumpfen Benehmens. Ich fand sie theils in meiner Blödigkeit bei der Ueberraschnng, theils aber auch in dem „Hofrath“. Hätte die Herderin gesagt: „Das ist Wieland“, ich glaube, ich hätte aufgejauchzt. Aber sie hätte damit einen Verstoß gegen die Etiquette der kleinen Residenz gemacht. In dem Hofzirkel wurde trotz der vorurtheilsfreien Denknngsart der Herzogin=Mutter und der fast burlesken Genialität des Herzogs die Etiquette so pünktlich beobachtet, daß ich nie gehört habe, daß Herder und Wieland als Bürgerliche zu den Hoffesten und Affembleen eingeladen wurden. Daß es mit ihren Gattinnen nicht geschah, weiß ich gewiß, und ob es mit Goethe, ehe er geadelt worden, anders war, weiß ich nicht; wohl aber, daß er, als es geschah, sich gleichwohl

darin nicht zurecht zu finden wußte. Die regierende Herzogin beschwerte sich einmal, daß er dabei steif und stumm sei, was bei der anerkannten Ueberlegenheit seines Geistes unangenehm und lästig sei.

Ich kehre zu Wieland zurück. Mit Beschämung gestehe ich, daß der ehrwürdige, berühmte Greis mir vielmehr Beweise der Güte gab, als ich ihm Ausdrücke meiner wirklich tiefen Hochachtung darbrachte. In mehreren seiner Briefe an Böttiger forderte er ihn auf, mich zum Besuche bei ihm in Osmaustädt mitzunehmen. Böttiger hat mich nie dazu eingeladen. Ueberhaupt schien es mir, als wenn er und Falk meine Annäherung an Wieland mit einer Art Eifersucht betrachteten. Das hinderte mich nicht, nach Osmanstädt zu wallfahrten, und Wieland nicht, mir manchen Beweis seiner Freundschaft zu geben.

Ich rechne dahin auch folgenden Vorgang: Falk und seine junge, recht hübsche, wenn auch eben nicht geistreiche Frau äußerten den Wunsch, einmal einen schönen Sommerabend im Freien zu verbringen. Ich lud sie ein, bei mir in Tieffurt zu Abend zu essen. Ich konnte es mit Zuversicht, denn meine Sommerwohnung beim Hofgärtner bestand aus drei, ziemlich elegant meublirten Zimmern, eleganter und bequemer als Falk's Wohnung in der Stadt, und meine freundlich zuthätige Wirthin war eine gute Köchin, wie ich an solchen Tagen öfter exprobt hatte, an denen Regentwetter und Hitze mich abhielten, zum Mittagessen in die Stadt zu gehen. Es war verabredet, daß Frau Falk eine Freundin mitbringen sollte, und ich hatte ein anderes Ehepaar, einen Kaufmann, dessen Frau eine Rigaerin war, eingeladen. Als Falk's aber kamen, war ich sehr erstaunt, anstatt des weiblichen Gastes einen Mann zu sehen. Ich eilte ihnen, es

war im Park, entgegen und prallte vor Ueberraschung einen Schritt zurück, als ich sie erreicht hatte. Der zweite Mann war Wieland. Er war am Nachmittage zur Stadt gekommen, hatte durch Falsch von meiner Abendgesellschaft gehört und sich entschlossen, sie mitzumachen. Ich wußte die Ehre, die mir dadurch widerfuhr, nach Gebühr zu würdigen, und die Freude darüber riß mich zu einer Unbesonnenheit hin. Wieland's Gegenwart mochte ich nicht in der Stube genießen. An den Park stieß eine ziemlich große Rosenlaube, die eben in Blüthe stand. Ich fragte den Hofgärtner, und in der Voraussetzung, daß die Herzogin Amalie so spät nicht im Garten spazieren würde, willigte er ein, den Tisch in der Laube decken zu lassen, ob sie gleich zu dem eigentlichen Garten der Herzogin gehörte. Kaum hatte die Mahlzeit begonnen, so brachte der Diener die Nachricht, die Herzogin komme mit ihren Hofdamen gerade den Gang zur Laube her; sie war ihr Lieblingsstiz. In großer Verlegenheit sprang ich auf und wollte der Fürstin entgegen gehen, um ihre Verzeihung zu erbitten; sie war der Gesellschaft aber bereits gewahr worden, bog eben lächelnd in einen anderen Gang ein und kehrte zurück in ihr Schloßchen. Dies so schonend nachsichtsvolle Benehmen der edlen Fürstin war ganz in dem so geistvoll humanen Charakter, den ihr ganzes Benehmen bezeugte: ein kleiner, aber vielsagender Zug.

Bei einem einsamen Spaziergange fragte ich Wieland einmal, ob es wahr sei, daß Goethe bei einer Lustpartie auf dem Ettersberge eine Eiche erstiegen, Jacobi's Waldemar an den Baum genagelt und vom Baum herab eine hnrleske Rede über die Schlechtigkeit des Buches gehalten? „Ja, ja!“ antwortete Wieland, „er fand damals oft Vergnügen daran, den Scaramuz zu spielen. Wenn er nur

nicht im höheren Alter so etwas vom Pantalone wird!“ Mir fiel diese Aeußerung beim „west-östlichen Divan“ oft bei und am lebhaftesten, als ich las, Goethe sei im achtzigsten Jahre oder in dessen Nähe, mit Mühe davon abgehalten worden, eine junge polnische Gräfin zu heirathen, die er in Karlsbad kennen gelernt hatte, und die ihm wirklich nach Weimar folgte.

Was Wieland bei vielen der neuesten Kritiker in Schatten stellte, ist die Meinung, er selbst habe sich Goethe tief untergeordnet. Das war nicht der Fall. Er erkannte Goethe's Genie an mit voller Gerechtigkeit, aber über mehrere von dessen Schriften und Handlungen schüttelte er ernsthaft den Kopf, sagte wohl auch einmal halblaut wie vor sich hin: „Solch' Zeug sollte ich wagen, es würde mir schlecht bekommen. Seiner anmaßenden Reckheit geht Alles hin.“ Einen öffentlichen oder auch nur lauten gesellschaftlichen Tadel auszusprechen, war er zu rücksvollender Hofmann und scheute ihn auch wohl als Gegner. Im Ganzen aber dachte Goethe viel höher von Wieland als dieser von ihm. Man höre!

In einem Gespräche mit Goethe warf Falk die Frage auf: Was Wieland's Seele jetzt wohl vornehmen möge. Goethe antwortet: „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches. Es ist etwas um ein achtzig Jahr lang durchaus würdig und rühmlich geführtes Leben; es ist etwas um die Erlangung so zarter Gefinnungen, wie sie in Wieland's Seele so angenehm vorherrschten; es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns Alle mit einander übertraf.“ Weiterhin, als von der Fortbildung der Monaden der

Seele die Rede war, sagte er sogar: „Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte Alles, was irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelhafte Wesen irgend eines Kometen in Licht und Klarheit zu erfassen, das wäre wohl für die Monade unseres Wieland's eine erfreuliche Aufgabe zu nennen.“

Diese Anerkennung von Wieland's hohem Werthe ist schön und wahr. Sie stimmt mit den Ermahnungen überein, die Goethe seinen alles Andere anklaffenden Anbetern oft zurief, wenn sie auch Wieland anfielen: „Laßt mir den alten würdigen Herrn in Ruhe!“ Ich will sie damit erwidern, daß ich keines der sehr bitteren Urtheile anführen will, die Wieland unter vier Augen zuweilen entfielen. Es sei dem Leser überlassen, zu unterscheiden, welcher von den Lobsprüchen, die Goethe hier aussprach, ihm selber und seinem Lebensgange gebühre.

Von Wieland's Familienleben weiß ich wenig zu berichten. Seine Gattin war, als ich sie kennen lernte, ein schon veraltetes, kleines Hausmütterchen, das, ohne geistige Ansprüche, für Haus und Gatten sinnig und angelegentlich sorgte und von Letzterem aufrichtig geliebt zu werden schien. Ihre Töchter schien sie zu guten Wirthinnen zu erziehen, und ihre Söhne sollten auf dem gewöhnlichen Wege werden, was das Schicksal wollte. Der Älteste war ein geistreicher Kopf und ist als Schriftsteller bemerkenswerth aufgetreten, aber er schien zu Jena in die Schlegel'sche Genossenschaft

gerathen zu sein, wenigstens trug er in Urtheil und Benehmen das Gepräge derselben.

Ein jüngerer Sohn hatte sich, glaube ich, zum Landwirth bestimmet. Wieland selbst schien sich nicht in ihren Bildungsgang zu mischen und that vielleicht recht daran.

Wieland's Persönlichkeit hatte, wenn er ruhig war, wenig Auszeichnendes. Sein Gesicht war, wenigstens im vierundsechzigsten Jahre, da ich ihn kennen lernte, trotz einer hohen, aber nicht gewölbten Stirn, ein so gewöhnliches, daß man häufig auf Menschen traf, die ihm sehr ähnlich sahen. In Weimar selbst traf ich, kurz nachdem ich ihn zum ersten Mal gesprochen, auf einen Mann, den ich geradezu mit ihm vertauschte. Ich trat auf ihn zu und redete ihn mit seinem Titel an. Gemüthlich lächelnd sagte der Alte: „Ich errathe wohl, für wen Sie mich ansehen. Ich wollte, ich wär's, aber ich bin's nicht. Ich bin u. s. w.“ Es war ein Oberamtmann aus Ilmenau, glaube ich. Selbst der bekannte Fessler prahlte damit, Wieland sehr ähnlich zu sehen, und dem war so; doch nur, wenn Beide in schlaffer Ruhe waren. Wurde Wieland lebhaft angeregt, und das geschah leicht, so funkelte sein Auge noch im hohen Alter und sprach gutmüthige, frohe oder trauernde Theilnahme aus. Sein Secretär Büdkemüller, bekannt durch eine Uebersetzung des Ariost, versicherte, wenn er zu Wieland bei einer dichterischen Arbeit eingetreten, habe in dessen Gesicht eine Art von Verklärung geblänzt und habe nachher von der dabei gehörten Mittheilung nichts gewußt. Ich glaube es wohl, dieser wahre Dichter konnte noch im hohen Alter leicht und sehr lebhaft aufgeregt werden. Wenn Fessler lebhaft wurde, glänzte sein Auge auch, aber höhnisch und listig. —

Wieland's Aeußeres und gesellschaftliches Benehmen war bürgerlich, mit einer leichten Beimischung vom Höfischen, in manchen Augenblicken auch vom Romantischen. Denn den größten Theil seines Lebens verbrachte er an dem kleinen Hofe der Herzogin Amalie, und von der Romantik seines Dichtungskreises ging, ihm wahrscheinlich unbewußt, mancher Zug in sein Benehmen über. So war die Verbeugung, mit der er vornehme Damen begrüßte, immer eine Art Adoration mit einem gebogenen Knie, eine eigentliche Reverenz.

Sein moralischer Charakter war rechtlich und bis zum Edelmnth nachsichtsvoll und liberal. Als ich nach meiner Rückkehr aus Kopenhagen die deutsche Literatur studirte, also auch Alles, was ich von Wieland's Schriften erhalten konnte, wenigstens durchsah, setzte es mich in Erstaunen, daß ihm von den vier Vorzügen, die nach meiner Ansicht den großen Mann bilden, drei, nämlich Hoheit, Kraft und Stärke des Geistes, nicht nachgerühmt werden konnten. Ich sah bald, — aber auch das konnte ich nicht begreifen, — wie sich die bewunderungswürdige Klarheit seiner Ansichten*), die in vielen seiner Schriften und selbst in seinen Gesprächen oft blikartig zum Ausdruck kam, mit den sonderbaren Nebeln, die auf einigen seiner Werke, besonders den früheren ruhen, vereinbaren ließen: die moralische Strenge bis zur Frömmelei, die bis zur Ohnmacht zerfließende Empfindsamkeit, die schriftstellerische Schwerfälligkeit grade seiner früheren kräftigeren Jahre mit schlüpfrigem Muthwillen und vorurtheilsfrei-religiösen Ansichten der scharf-

*) Man erzählte mir, daß Wieland, als er mit dem Plan seines Oberon fertig gewesen und an die Ausführung hatte gehen wollen, sich von seinem Arzte eine zehntägige Frühlingscur habe verordnen lassen.

blickenden, psychologisch spöttelnden Zerlegung der feinsten Regungen, endlich mit der reizend tändelnden Grazie seiner späteren Jahre. Er erschien mir in vieler Rücksicht in der Jugend altersschwach, im Alter jugendlich.

Folgende Familienscene, welche mir Falk 1799 nach Berlin schrieb und die ich mit seinen Worten erzählen will, amüßirt und charakterisirt: „Der alte Vater hat neulich einen argen Schrecken gehabt. Denken Sie! Da ist ein kleiner Großsohn (Liebeskind), ein Junge wie ein Tatar, der barfuß und im Eise oft schon frühmorgens die ganze Gegend durchstreift; dieser findet die geladene Flinte des Jägers im Hause, zieht den Hahn auf und schießt unten im Hause die Gangthüre durch und durch. Wieland, der gerade über seinem Agathodämon am Schreibepulte brütet, springt erschrocken auf. Keiner wagt hinunter zu gehen. Der kleine Nimrod hat sich unterdessen aus dem Staube gemacht. Endlich fassen die Weiber ein Herz. Sie finden das Loch in der Thüre, die Flinte; der Junge fehlte. Wieland's rege Phantasie setzte sich sogleich das Fürchterlichste zusammen: endlich wird das Kind aus seinem Winkel herbeigezogen. Wieland ist außer sich: Der Junge sei kein Christenkind, er sei ein Tatar, ein Baschkire, ein Mameluck. Er, Wieland, werde es noch erleben, daß er ihn eines Tages, wie einen tollen Hund, an seinem Pulte vor den Kopf schieße. — Sie kennen die liebenswürdigen Launen des Alten, der selbst in der heftigsten Aufregung noch humoristisch bleibt, ich darf Ihnen die Scene also nicht weiter ausmalen.“

Eine Erscheinung bedauere ich im Wieland'schen Hause veräußt zu haben. Im fünfundsiechzigsten Jahre erhielt er einen mehrtägigen Besuch von seiner noch älteren ersten

Geliebten, der bekannten Schriftstellerin Sophie von La Roche, einer ziemlich hohen Gestalt mit breiten Schultern und Hüften und anspruchsvollem, affectirtem Wesen. Ich möchte sie wohl neben der verständigen Frau gesehen haben, die ihres ehemaligen Liebhabers Leben glücklich machte; und Wieland's Verlegenheit zwischen Beiden. Sie mag sich oft sehr naiv geäußert haben. So sagte man, in der Dämmerung auf dem Sopha neben Wieland sitzend, ergriff die veraltete Geliebte seine Hand und rief mit empfindsamem Tone: „Ist mir doch ganz, als wie wir in — — neben einander saßen. Ihnen nicht auch?“ „Ja,“ antwortete er trübselig; „ehe die Lichter gebracht werden.“ So erzählte man, und ich trau' es der Naivetät zu, die ihn besonders bei mißmuthigen Stimmungen überraschte; und Mißmuth mußte doch wohl einen Greis erfüllen, dem eine Greisin mit dem Anspruche auf Jugendgefühle naht, die sie vorlängst nicht mehr einflößen, er nicht empfinden konnte.

Ich sah die Dame erst in Weimar, eine Stunde, ehe sie ihre Rückreise antrat. Falk kam zu mir, um mir zu sagen, daß sie soeben bei dem Rath Krause ein Dejeuner einnehme, und drang so sehr in mich, mit ihm dorthin zu gehen, daß ich der Neugier nachgab: aber wirklich sah ich sie nur. Mir fiel nicht die geringste Artigkeit ein, der Frau zu sagen, die mir durch die parfümirte Moralität und die empfindende Gelehrsamkeit ihrer Bildungsschriften für junge Frauenzimmer schon in Livland unausstehlich gewesen war. Glücklicher Weise hatten wir uns gefreut, einander kennen zu lernen, als der geschäftige Wirth eine dringende Frage an sie that.

Der Polyhistor Böttiger

hatte den Ruf eines gründlichen Philologen und vortrefflichen Schulmannes verdient, als er aus Bauzen, wo er Rector gewesen war, nach Weimar als Director des dortigen Gymnasiums berufen wurde. Hier bekamen sein Geist und seine Thätigkeit eine durchaus veränderte Richtung.

Die Nähe der großen Dichter, welche hier lebten, entflammte den Ehrgeiz in ihm, sich auch als geistreicher Schriftsteller auszeichnen zu wollen, jene des hier residirenden Hofes, sich als feiner Gesellschafter zu zeigen und als interessanten Gesellschafter geltend zu machen. Alles dies mißlang ihm wenigstens nicht, ob man sich gleich oft mit Lächeln — und der Scholarch Herder mit ernstem Kopfschütteln — erinnerte, daß man ihn nicht um dieser Eigenschaften willen zum Vorsteher der Schule berufen hatte. Jetzt trug Bertuch ihm die Redaction des Journals des Luxus und der Moden, bald auch Wieland die des Deutschen Mercurus auf. Dadurch, und da viele Fremde das berühmte Weimar besuchten, gelang es ihm in wenig Jahren, einen literarischen Briefwechsel anzuknüpfen, der im eigentlichsten Sinne alle Länder Europas umfaßte und über den Postenlauf hinausreichte. Bald floß ihm ein Uebermaaß von Materialien zu, das er in jenen beiden Journalen nicht aufwenden konnte; er fing ein drittes an, „Londons und Paris“, trat als Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“, späterhin auch dem „Freimüthigen“ und anderen Zeitschriften bei.

Der mercantilische Gewinn von dieser Thätigkeit war die Klippe, an der er scheiterte. Die Herausgeber der Zeitschriften zahlten ihm sehr hohe Honorare: um diese ver-

dienen zu können, durfte er nicht eitel in Rücksicht der Materialien und der Correspondenten sein, mußte er der Eitelkeit der Letzteren, wo sich Gelegenheit darbot, öffentlich schmeicheln, ihre literarischen Pläne befördern, wohl gar ihre Ansichten als die seinigen aufstellen. Die Buchhändler sendeten ihm, um seine vielstimmige Empfehlung zu erwerben, von beinahe allen ihren Verlagsartikeln elegant gebundene und gedruckte Exemplare. Er konnte doch die Erwartung der aufmerksamen und freigebigen Spender nicht täuschen! Er mußte das Uebersandte loben, wenigstens die öffentliche Aufmerksamkeit darauf hinlenken, mochte es auch noch so mittelmäßig sein; — und so sank denn die ganze Literatur für ihn zu einem Fabrikgewerbe hinab. Der Dienst, den er ihr durch die Bekanntmachung des Vortrefflichen und Wichtigen leisten konnte, wurde dadurch entkräftet, daß er auch für das Mittelmäßigste, nicht selten für das Schlechte die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Daß er von diesem Letzteren gleichsam nur mit wunden Lippen sprach, sich künstlicher Wendungen bediente, um nur nicht geradezu als Lobredner dessen zu erscheinen, von dem er selbst sehr wohl fühlte, daß es eigentlich nur mit entschiedenem Tadel genannt werden dürfe, verbesserte die Sache sehr wenig. Es schmerzt mich, es sagen zu müssen, aber es ist wahr: von den lächerlichen und werthlosen Unternehmungen, welche die deutsche Literatur in den letzten zwölf oder fünfzehn Jahren vertwirrt und verunziert haben, wären viele höchst wahrscheinlich unterblieben, hätten die Unternehmer nicht auf Böttiger's Empfehlungen gerechnet. Wenn das große Publicum, das immer nur nach gehörten Urtheilen würdigt, in der Schätzung des wirklich Guten so oft irre wurde, so ist es wiederum größtentheils Böttiger's Schuld, der das Mittel-

mäßige wie das Vortreffliche behandelte, Beides, wenn er mit den Unternehmern in Verbindung stand, in einer ganzen Reihe von Zeitschriften preisend nannte.

Böttiger's persönliche Geltung war in Weimar groß, von der Herzogin Amalia an bei allen literarischen Damen, und von Herder und Wieland an bei allen Gelehrten und Schriftstellern, mit Ausnahme von Goethe und — Vulpius, dem Verfasser des Rinaldo Rinaldini und einer Unzahl ähnlicher Greuel. Goethe zürnte darüber, daß Böttiger sich bei seinen Verbindungen nicht von dem Wohlwollen oder der Abneigung Goethe's leiten ließ, sondern mit dessen Feinden und Verehrern auf gleich freundschaftlichem Fuße stand; Vulpius aber, von den Studenten gewöhnlich „König von Bantam“ genannt, grollte „in dem durchbohrenden Gefühle seines Nichts“, daß Böttiger von ihm und seinem romantischen Pöbel-Confecte niemals, nicht einmal lachend, Notiz nahm. Goethe's Abneigung ging, seit Böttiger für den „Freimüthigen“ gewonnen worden, bis zu Verfolgungen und Kränkungen, und Böttiger, dessen Gewinn durch literarische Verbindungen sein Gehalt in Weimar vielfach überstieg, entschloß sich endlich, seine Stelle zu verlassen und einer Berufung nach Dresden zu folgen. Seine Verbindungen dauerten fort, bis das Tyrannen-Joch der Franzosen Alles in Deutschland erdrückte; aber mit dem glänzenden Standpunkte, von wo aus er sie angeknüpft hatte, verloren sie an Interesse. Mehr, viel mehr aber hüßte Weimar durch Böttiger's Entfernung ein. Es hörte auf, ein Mittelpunkt des literarischen Lebens zu sein, wozu es eigentlich nur Böttiger's Verbindungen gemacht hatten und die Heroldsstimme, mit der er, in zehn Schriften durch ganz Deutschland rufend, die Aufmerksamkeit auf Weimar immer von Neuem lenkte.

Harzreise und Besuch bei Gleim.

Meine Vorarbeiten zu der Geschichte Livlands, die ich schreiben wollte, und die Aufsätze, die ich zur „Rückkehr ins Vaterland“ von Zeit zu Zeit niederschrieb, beschäftigten mich, seit ich in der Bibliothek zu Weimar manche mir nöthigen Hilfsmittel zu der ersteren entdeckt hatte, ziemlich ausreichend; aber wenn ich mein Studirzimmer ermüdet verließ und in Gesellschaft ging und überall Namen fand, die neben Geschäften zur Erholung auch so Etwas trieben, desgleichen mir Geschäft war, erschien ich mir als ein Müßiggänger ohne Zweck und Bestimmung. Ich äußerte mich einmal darüber gegen Böttiger. „Halt!“ rief Böttiger. „Ich muß heute an den Kammerherrn von Hennings zu Ploen schreiben. Ich will ihn für Sie um Rath fragen. Legen Sie auch ein Briefchen bei, worin Sie um seine Verwendung bitten. Er hat ausgebreitete und wichtige Verbindungen in Dänemark und Hannover. Ich wette, er findet aus, was Ihnen entspricht.“ Ich hatte den Namen des Mannes noch nicht gehört. Böttiger gab mir ein paar Schriften desselben mit, um mich mit seinem Geistescharakter bekannt zu machen, den ich bald als sehr ehrenwerth anerkennen mußte. Die Briefe wurden schnell geschrieben und gingen ab.

Um dieselbe Zeit kam der Chemiker Scherer nach Weimar, um seine letzten Instructionen zu einer wissenschaftlichen Reise nach England abzuholen. Er sagte mir, er wolle unterwegs den Harz durchwandern. „Ich auch!“ rief ich. Wir nahmen die Abrede, in Wernigerode zusammen zu treffen. Ich theilte Herder meine Absicht mit. Er gab mir den Auftrag, in der Bibliothek zu Wernigerode, die über 30,000 Bände enthielt, Etwas aufzusuchen, sie bat mich,

ein kleines Päckchen für den alten Dichter Gleim mitzunehmen; denn den müsse ich durchaus in Halberstadt besuchen. — Der folgende Morgen war schön, und ich trat den Weg an, den man auf 16 Meilen anschlug, ein paar stählerne Doppelterzerole, die ein Gedenk-Geschenk des Majors Muromzow waren, Papier und Bleistifte in der Tasche, hinter mir ein etwa 14-jähriger munterer Bursche, der mein kleines Känzchen trug. So durchwanderte ich, am Brocken vorüber, zuerst nach Halberstadt, Gott weiß, wie viel unumschränkte Monarchien, ohne mich um ihre Namen zu bekümmern. Gewiß, der Brosamen, die von des Kaisers Tafel gefallen, waren zu viele. Zuweilen mußte ich laut auflachen, wenn ich in einem kleinen, ärmlichen Orte, in welchem es wohl gar nicht einmal ein Gasthaus, sondern nur Schenken gab, zu Mittag essen oder nächtigen wollte und nach seinem Namen fragte und einen in Deutschlands Geschichtsbüchern mit selbständiger Wichtigkeit figurirenden hörte. Es wird eine Zeit kommen, und ich denke, sie ist nahe, in welcher man die ausführliche Erzählung aller der inneren Kaufereien in Deutschland, als der Geschichte ganz unwürdig, vergessen wird.

Ich fand viele schöne Ansichten und Gegenden. Dann pflegte ich wohl ein halbes Stündchen mich hinzusetzen, oder vom Wege ab herum zu streifen, meine Entdeckung zu genießen. Der Weg zog sich durch eine blumige Wiese hin, die in einer ziemlichen Entfernung von einem Halbzirkel schön bebuschter und bewaldeter, fast kegelförmiger Hügel eingefaßt war. Ich erinnerte, ja bestimmt erinnerte ich mich, daß diesem gegenüber noch ein höherer Hügel sein müsse, auf dessen Spitze ein einzelner großer Baum eine Hütte beschattete. Ich wandte mich um; Beides war da.

Ich erstaunte. Nie war ich in dieser Gegend gewesen, und doch, je länger ich sie betrachtete, desto mehr Bekanntes fand ich in ihr. Endlich entsann ich mich genau, daß ich sie als Knabe im Traume gesehen und durchwandert hatte, mit einem Vergnügen, das mich den Traum noch oft wachend wiederholen ließ. Welche Folgerungen würden nicht mystische Psychologen daraus gezogen haben!

In einem kleinen thüringischen Städtchen überraschte mich ein Abenteuer anderer Art. Ich hatte meine Fußbekleidung vor meiner Wanderung nicht genau untersucht. Ein Regen hatte den Weg aufgeweicht, und sie mußte durchaus verbessert werden. Ich bat den Wirth des Hauses, wo ich einkehrte, mir den besten und schnellsten Schuhmacher des Dertchens kommen zu lassen. Es erschien ein Mann mit auffallend feinem Anstande. Er sprach nur gebrochen Deutsch. Ich fragte ihn um seinen Namen. Er nannte mir den einer vornehmen französischen Familie, den ich aus der Geschichte kannte. Es gibt, sagte ich, Grafen Ihres Namens. Ganz unbefangen antwortete er: „Auch ich bin Graf.“ — Ich sah betroffen auf ihn, dann auf meine Stiefel, dann wieder auf ihn. „Sorgen Sie nicht,“ versetzte er lächelnd, „Ihre Stiefel sollen deswegen doch früh und recht gut hergestellt sein.“ Und er hielt Wort.

Endlich langte ich in Halberstadt an. Ich sandte das Bäckchen der Frau Herder ab, das ganz einfach: „An Vater Gleim“ adressirt war, und fragte, wann ich ihm mein Compliment machen könnte? Ich erhielt zur Antwort, ich möge ja gleich kommen, und als ich nach einiger Verzögerung hinging, fand ich den lebhaften Greis schon vor seiner Hausthüre, wo er mich erwartend auf- und abging. Frau

Herder's Brief mußte sehr warme Empfehlungen enthalten haben.

Ich hatte diesen Dichter schon früh kennen gelernt. In der Schule erwarb ich einmal durch die öffentliche Declamation eines seiner Gedichte (ich glaube, es heißt das „Lob des Landlebens“ und ist die Nachbildung einer Horazischen Ode) ermunternden Beifall. Daran knüpfte sich bei mir ein Interesse für ihn. Von seinen übrigen Dichtungen hatten mir nur einige seiner Kriegslieder gefallen. Dichterischer und kriegerischer Schwung der Gedanken ist in ihnen nicht selten, aber ich habe nicht gehört, daß eines derselben jemals von Soldaten gesungen worden sei; vielleicht ist sogar keines in Musik gesetzt, so wenig, als von ihren Nachahmungen, den Amazonenliedern von Chr. F. Weisse. Ihre Zeitgenossen, der Dessauer Marsch und die Operetten-Liedchen desselben Weisse, mit den Hiller'schen Melodien, dagegen wurden überall und lange gehört und sind noch bekannt, sowie das viel ältere: „Prinz Eugenius, der edle Ritter“. Dem geringen Kunstwerth jener Lieder oder dem Mangel an Patriotismus im Publicum darf das nicht zugeschrieben werden; selbst manche Studentengesänge, aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, sind voll Enthusiasmus für den großen König. Gedankengang und Sprache in den Gleim'schen Liedern waren nur zu hoch für das Volk, um Wiederhall im Gemüthe desselben zu erlangen.

Gleim war ein viel edlerer Mensch als Dichter. Er besaß ein bedeutendes Vermögen oder doch Einkommen als Canonicus und Secretär des protestantischen reichen Domcapitels zu Halberstadt; er lebte bürgerlich einfach und verwandte einen großen Theil seines Ueberflusses zur Unterstützung dürftiger — Dichter oder doch Schriftsteller, ob

auch anderer Armer, weiß ich nicht. Jedes aufstrebende, literarische Talent, vorzüglich das poetische, hatte eine offene Zuflucht bei ihm. Manche junge Dichter lebten Jahre lang bei ihm als geachtete Freunde; Manchen verschaffte er eine Versorgung, zum Theil bei dem Domstifte selbst, wie Tiedge und Eberhard Karl Klammer Schmidt. Alle ausgezeichneten Dichter der schönen Periode, die mit dem Untergang der Gottsched'schen Schule begann, Klopstock, Herder, Ramler, Kleist, Jacobi, Claudius und viele Andere waren freundschaftlich mit ihm verbunden*), und er war ein zuverlässiger, treuer Freund, nur etwas zu ungestüm. So soll es z. B. gefährlich gewesen sein, sich in einen Briefwechsel mit ihm einzulassen. Er, der wenig Geschäfte hatte, schrieb dann mit jedem Posttage und wurde sehr böse, sah es als eine beleidigende Vernachlässigung, einen Bruch der Freundschaft an, wenn man ihm nicht pünktlich antwortete, und war schwer zu versöhnen.

Die Kritik konnte er nicht leiden; ich zweifle daher, daß er auch Lessing zu seinen Freunden zählte. Mit seinem alten und grauen Freunde Ramler veruneinigte er sich bekanntlich auf immer wegen sehr schätzbarer Aenderungen, die dieser sowohl an Gleim's eigenen Gedichten, als an denen seiner anderen Freunde vor dem Abdrucke gemacht. Am heftigsten pflegte er sich über die Umgestaltung von Kleist's Frühling zu äußern, und dieser hätte beinahe auch mir

*) Bei meinem zweiten Besuche führte er mich in eine ziemlich große Stube, die er sein „Pantheon der Freundschaft“ nannte, das einzige mit Anspruch auf Eleganz meublirte Zimmer, das ich in seinem Hause sah. Jener Name war unglücklich gewählt. Als ich alle Wände mit Porträts bedeckt sah, fiel mir ein reicher Student zu Jena ein, der seinem armen Factotum auftrug, zu einem Commerz, den er geben wolle, nur 70 bis 80 der intimsten Freunde einzuladen.

Gleim's Zorn oder doch Unwillen zugezogen. Da er nämlich darüber sprach, meinte ich, der „Frühling“ sei in seiner gegenwärtigen Gestalt ein so herrliches Gedicht, daß Ramler's Aenderungen doch wohl nicht Fehlgriffe gewesen sein könnten. „Aber es ist nicht Kleist's Frühling!“ rief Gleim heftig; „die Eigenthümlichkeit jedes Dichters muß heilig sein.“ Der Einwurf lag nahe, Kleist selbst habe, indem er Ramler die Uebersetzung auftrug, die Ansicht ausgesprochen, daß es wichtiger sei, der Literatur ein vollendetes Werk zu schenken, als die vielleicht tadelhaften Eigenthümlichkeiten des Verfassers zu bewahren. Er könne nur dabei gewonnen haben, daß sein Name vor einem fehlerfreien Werke, statt vor einem fehlervollen stehe. Ich schwieg indeß nachgiebig stille*). Eben so ging es mir in Rücksicht Friedrich's des Zweiten, der bekanntlich Gleim's höchster Hero's war. Ich stimmte lebhaft in die Lobsprüche ein, die er ihm ertheilte, und erzählte ihm, daß ich 1786 bei einer Feierlichkeit in der Domschule zu Riga als Secundaner öffentlich eine Lobrede auf ihn habe declamiren müssen, bei der ich öfter vor Rührung gestockt, und daß, als ich bei einem Spaziergange auf dem Rigaer Walle mit einer Schildwache ins Gespräch gekommen, die ein preußischer Deserteur war, und ich ihr sagte, daß soeben die Nachricht vom Tode des Königs eingelaufen sei, der Mensch in Thränen ausbrach. Gleim hörte diese Kleinigkeiten mit großem Vergnügen als neue Beweise, wie sehr Friedrich auch außerhalb Deutschland verehrt

*) Gleim besaß eine Abschrift des „Frühlings“ in seiner ursprünglichen Gestalt, ließ sie aber nicht drucken. Sein Erbe that es und hat, fürchte ich, dem Publicum das schöne Gedicht in beiden Gestalten verleiht. In seiner ursprünglichen Würde es, nach meiner Ansicht, schwerlich berühmt geworden sein.

worden; aber als mir die Bemerkung entchlüpfte, dieses Land selbst habe eben keine Ursache, ihn zu lieben, da seine Begierde, ein Stück mehr davon zu besitzen, drei so blutige inländische Kriege veranlaßte, wurde der jugendlich lebhaft Greis sehr böse, und ich schwieg aus Pietät.

Es wäre sehr undankbar gewesen, wenn ich weniger Nachgiebigkeit dem in so vielen Rücksichten so ehrwürdigen Manne bewiesen hätte. Die Aufnahme, die er mir schenkte, war gütig über alle meine Erwartung. Er selbst führte mich am folgenden Tage in seiner Kutsche zu den Spiegelbergen, einem Lustorte bei Halberstadt, und in allen Partien derselben herum. Ich nahm am Abende mit dankbarer Verehrung für den herrlichen Greis Abschied, und früh am folgenden Morgen wanderte ich mit meinem jungen Känzelträger ab, nach Wernigerode.

Vor dem Thore dieses Städtchens, das eben nicht vielversprechend ausah, überraschte mich der Anblick eines großen, schönen Gebäudes. Ich fragte einen Vorübergehenden um die Bestimmung desselben. Er antwortete mit spöttischem Tone: „Ich, das ist ja die gräßliche Schenke.“ Mir fiel die Benennung auf. Er fügte die Erklärung bei: „Es kommen oft Fremde her, den Brocken zu besteigen und den Harz zu bereisen, und geben viel Geld aus; da wird das neue Gasthaus wohl etwas eintragen.“ Aber warum steht es denn nicht in der Stadt? „Die Accise am Thore ist preussisch,“ sagte er; „hier vor dem Thore kann Alles wohlfeiler angeschafft werden. Auch wäre es gegen die Rechte der Bürger.“ Aber so werden ja die Gasthäuser in der Stadt zu Grunde gehen! rief ich aus. Der Mann zuckte die Achseln. — Ich ging nicht in die gräßliche Schenke, sondern zur Forelle, wo nach einigen Stunden auch

Scherer eintraf. Wir brachten den Abend damit zu, mit Gemächlichkeit die Gegend zu besehen. — Am folgenden Morgen gingen wir zum Schlosse hinauf, das auf der Höhe eines stark bewaldeten Berges liegt, der Park genannt wird. Untermwegs erschreckten uns zwei kämpfende Hirsche. Wir gelangten indeß glücklich zum Schlosse und in die Bibliothek. Der Bibliothekar, der Rath — das versteht sich! — Benzler war stocktaub, aber gefällig. Es gelang mir, mich ihm verständlich zu machen. Ich erhielt, wovon Herder Auskunft gewünscht hatte, und schrieb die Notizen darüber auf, indeß Scherer sich in der Bibliothek umsah. Ich kam noch zu rechter Zeit, um zwei Merkwürdigkeiten kennen zu lernen: eine Sammlung von beinahe zweitausend Bibeln, ferner eine Lesemaschine, aus einer Zahl von Brettern zusammengesetzt, die an beiden Enden auf den Speichen von Rädern lagen. Benzler rühmte, wenn man die Bücher, die man über einen Gegenstand nachschlagen wolle, auf den Brettern zurecht gelegt hätte, brauche man die Maschine nur zu drehen, um nach einander zu blättern, worin man wolle. Mir schien die Erfindung sehr vernünftig und bequem, besonders als ich einige Monate später zu Kopenhagen den berühmten Suhm besuchte und ihn zwischen langen Tischen voll aufgeschlagener Bücher auf- und abgehen fand, um Notizen auszuziehen, aus denen er einen Kämpfer-Roman zusammensetzte. Mit einer solchen Maschine hätte er seine sogenannten Romane zusammen walzen können, ohne vom Stuhle aufzustehen. —

Gegen Abend machten wir uns auf, um den Brocken zu ersteigen. Ein langer Schustergesell aus Wernigerode erbot sich zum Wegweiser, und wir nahmen ihn an; auf dem halben Wege aber wurde ihm so wohl, daß er sich

niedertwarf und sich vor Behaglichkeit im Grase wälzte. Wir forderten ihn auf, weiter zu gehen, aber er streckte sich auf dem Rücken aus und versicherte, es sei hier so schön unter den großen Bäumen, daß er sich ein halbes Stündchen ausruhen wolle. Wir ließen ihn liegen und gingen um so zuversichtlicher weiter, da wir uns auf einer Fahrstraße sahen. Bald kam er uns nachgelaufen und beklagte sich, daß wir ihn verlassen; er hätte sich ja im Walde verirren können! Verirren? fragten wir erstaunt, und es zeigte sich bald, daß er auch zum ersten Mal den Brocken bestieg und die Gelegenheit hatte wahrnehmen wollen, es für Geld zu thun.

Wir langten endlich nach Sonnenuntergang in einem ziemlich schlechten Wirthshause an, vielleicht zweitausend Schritt oder mehr vom Gipfel des Berges. Außer uns waren nur zwei junge Männer da, die auch die Neugier heraufgeführt hatte. Wir aßen zu Abend und legten uns schnell nieder, um am folgenden Morgen die Sonne aufgehen zu sehen. Das mißlang indeß. Der Morgen war neblig, oder vielmehr wir traten unseren Weg in dichten Wolken an. Ein tüchtiger Windstoß warf endlich die Wolken nach Westen hin zusammen, und die Sonne brach durch. Ich wandte mich um und sah zwei ungeheure, kolossale Menschengestalten in mäßiger Entfernung von uns. Ich machte Scherer aufmerksam darauf. Er rief mit Entzücken: „Das Gespenst! das Gespenst!“ Entzückend fand ich die grauen Recken nicht, aber ich zog den Hut ab und begrüßte sie. Einer von ihnen erwiderte den Gruß in demselben Augenblicke, aber eine Wolke zog sich plötzlich vor die Sonne, und unsere Doppelgänger waren verschwunden.

Am folgenden Tage trennten wir uns. Scherer ging, um, ich weiß nicht wo, die Post nach Hamburg zu nehmen; ich schlug den kürzesten Weg nach Weimar ein.

Ich that wohl, zu eilen. Ich war kaum zu Hause, als Herder's Diener mir ein Billet brachte mit der Nachricht, — General-Superintendent Sonntag aus Riga sei mit seiner Gattin am Abend Herder's Gast, und man erwartete auch mich. Mit welcher Freude eilte ich hin!

Zweiter Abschnitt.

1797 bis 1799.

Reise nach Dänemark.

Vom Kammerherrn von Hennings fand ich bei meiner Rückkehr noch keine Antwort vor, aber nach einigen Tagen ließ Herder mich zu sich bitten und theilte mir voll lebhafter Freude einen Brief der Gräfin Schimmelmann mit, der Gemahlin des dänischen Finanz-, oder eigentlich seit Bernstorff's Tode Premier-Ministers. Sie trug ihm darin auf, mich im Namen ihres Gemahls aufzufordern, ich möge nach Kopenhagen kommen, um die Stelle eines Secretärs bei ihm einzunehmen. (Schmidt Pflüdeck, der vor einigen Jahren als dirigirender Geheimer Conferenzrath starb, hatte, wie Herder wußte, diese Stelle früher besessen, und nach ihm der durch seine späteren historischen Schriften berühmte Niebuhr; dieser war aber aus einer Ursache, die ich nicht anführen kann, entfernt und zum Secretär der Königlichen Bibliothek ernannt worden.) Die Aussicht, sechzehn Monate, nachdem ich aus den Livländischen Wäldern hervorgetreten war, zum Secretär-Posten des ersten Ministeriums eines,

besonders damals, nicht unbedeutenden Staates berufen zu werden, hatte etwas Berauschendes für mich. Es war gar keine Frage, ob ich dem Rufe folgen würde.

Wir gingen zu Herder's Frau hinunter.

Sie sprach mir ihre Glückwünsche aus und redete von der glänzenden Carrière, die ich machen würde. Herder ging lächelnd auf und nieder, endlich rief er lachend aus: „Der eine Carrière machen! Der! Sieh' ihn doch an! Auf seiner Stirn steht deutlich das Gegeutheil von der Devise des Prinzen von Wales: „„Ich diene nicht!““ Er wird eine interessante Erfahrung machen, die große Welt in der Nähe sehen; das ist Alles.“

Frau Herder hoffte Gutes von mir und gab mir mütterliche Ermahnungen. Herder hörte wieder einige Zeit zu. „Daß ihn gehen!“ sagte er endlich unzufrieden. „Er bleibt nun einmal so, und das ist recht gut.“

Diese Aeußerung war eigentlich nicht sowohl ein Beweis seiner Zufriedenheit mit mir, als der Ausdruck seiner allgemeinen Achtung für Individualität überhaupt. Ich habe ihn einst einen jungen Mann, der ihn bei jedem Anlaß mit voller Hingebung in seine Autorität um Rath fragte, dringend auffordern gehört, lieber seinen eigenen Ansichten zu folgen. „Jeder Mensch,“ sagte Herder zu ihm, „hat seinen eigenen Schritt für das Leben; wenn er den geht, so kommt er leicht und mit Sicherheit aus der Stelle. Wer immer fremden Rath sucht, bemüht sich, den Schritt eines Anderen einzulernen, arbeitet sich ab und stolpert jeden Augenblick. Ich würde in Ihrer Lage das und das thun; aber ich rathe Ihnen nicht dazu.“ Als im Jahre 1799 der berühmte David Friedländer zu Berlin Teller in einem gedruckten Sendschreiben öffentlich aufgefordert hatte,

seine Meinung über den moralischen Werth der Judentaufe zu sagen, bat er mich, auch Herder zu bewegen, daß er darüber etwas schreiben möge. Herder antwortete mir, ich möchte Friedländer für das übersandte Exemplar des Sendschreibens danken und, wenn ich eine höfliche Wendung dazu fände, hinzufügen, er wisse keine andere Antwort als den Zuruf Voltaire's: „Puisque vous êtes juifs, soyez — le donc!“ —

Meine Anstalten zur Reise waren bald getroffen. Ein Umstand aber setzte mich und — die Weimarische Regierungsbehörde in Verlegenheit. Da ich Deutschland verlassen wollte, glaubte ich eines Passes zu bedürfen. Ich bat darum; aber Jeder, mit dem ich darüber sprach, auch auf der Behörde, sah mich verwundert an, doch ohne meine Ansicht zu widerlegen. Es schien, als wäre ein Paß etwas so Unerhörtes, daß man gar nicht wisse, wie ein solcher einzurichten sei. Endlich fand man einen alten gedruckten Schein über gesunde Luft und Abwesenheit ansteckender Krankheiten in Weimar, unterzeichnete und besiegelte ihn. Sachend legte ich ihn zu meinem alten russischen Passe und meinen akademischen Matrikeln und brauchte sie alle nicht auf der Reise. Als ich zwanzig Jahre später Deutschland durchreiste, forderte man mir überall, wo ich ein paar Tage verweilen wollte, meinen Paß ab, verwahrte ihn auf der Polizei und gab mir für ansehnliche Gebühr einen Aufenthaltsschein. Da gerade der Buchhändler Sander in Weimar war, fuhr ich mit ihm bis Halle, wo ich an einem Tage eine Reihe interessanter Bekanntschaften machte. Sander führte mich zu Niemeyer, seinem Universitätsfreunde, der schon längst berühmt war. Mir schien der Mann bei großer Freundlichkeit in Haltung und Benehmen etwas steif. Desto leb-

hafter war seine Gattin, eine reizende und geistvolle Blondine. Bei ihm fand ich seinen Schwiegervater, Hofrath Köpke, den Dichter sehr artiger, gemüthlicher Liederchen, und Morgenstern, dessen Freundschaft mich seitdem nun 42 Jahre erfreut. Er führte mich zu Falk, seit Kurzem durch einige satyrische Gedichte berühmt, die Wieland mit hoher Wärme gepriesen hatte.

Ich fand einen jungen, schönen Mann von großer Lebhaftigkeit, der mir aber von seinem literarischen Glücke ganz trunken schien. Er sprach in einem viel höheren Tone, mit sehr viel größerem Selbstgefühl als Wieland, dem er seinen Ruf größtentheils verdankte. Im Laufe des Gespräches theilte er mir seinen Lebensplan mit; er glaubte seinen Beruf ausgefunden zu haben; er wollte sich ausschließlich nicht sowohl der Literatur als der Satyre widmen, heirathen und nach Weimar ziehen, um dort seinem Fache in einsamer Stille ganz zu leben. Mir war, als träumte ich. Ein junger, rüstiger Mann ohne Vermögen, der es zu seinem ernstesten Lebensgeschäfte machen wollte, beißende Scherze zu versificiren, der die Satyre wie ein bürgerliches Gewerbe betrachtete, auf das er heirathen könne, und der gleichwohl sich in eine halb ländliche Einsamkeit zurückziehen, das heißt, so viel als möglich allem Stoffe, an dem er sein Talent üben konnte, aus dem Wege gehen wollte!!!

Zu Mittag aß ich mit Sander bei Lafontaine, der in einiger Entfernung von Halle in einem sehr artigen Garten wohnte. Wie Falk durch einen raschen Entschluß aus einem Friseur zum Literaten und Satyriker, war Lafontaine aus einem Feldprediger Roman-Dichter geworden; aber mit dauernderem Glücke als Falk. Er blieb bekanntlich länger als zwei Jahrzehnte der Lieblings-Schriftsteller eines großen

Publicums und verdiente es. Der erste Blick auf ihn nahm mich ein. Es ist nicht leicht, offene, empfängliche Gutmüthigkeit unverkennbarer darzustellen, als sein Blick und sein ganzes Wesen sie ausdrückten; seine ungeheure Corpulenz widersprach ihnen eben nicht. Wir geriethen bald in einen vertrauteren Ton. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung über seine Fruchtbarkeit. „Das Schreiben,“ sagte er, „macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Romane erfinne ich in einer Viertelstunde, und wenn ich mich ans Pult setze, sind ein paar Druckbogen geschrieben, ehe ich aufstehen mag.“ — Aber die Feile? — Nach einigem Stocken gestand er mir, daß er selten zu überlesen pflege, was er geschrieben. Er verlasse sich wegen der Richtigkeit auf seinen Freund Sander in Berlin. In der That gehört diesem das Verdienst des reinen Stils, vielleicht sogar oft des Zusammenhanges mancher Lafontaine'schen Romane. — Ich machte ihm mein Compliment über die Zartheit und Tiefe des Gefühls in vielen seiner Schriften; seine Frau versicherte mich lächelnd, er weine selbst oft herzlich beim Schreiben. Ein Schalk erzählte mir später, sie habe ihren Gatten einmal, da sie ihn in Thränen gefunden, mitleidig um die Ursache derselben gefragt. Er schildert ihr die rührende Lage, in welche er so eben seine liebenden Helden versetzt hat. Auch sie wird erweicht, auch sie bricht in Thränen aus und fleht ihn an: „Gieb sie ihm doch!“ „Ach,“ antwortete er schluchzend, „das geht nicht an! ich bin ja noch beim ersten Bande.“ — Es ist leichter, über die Reizbarkeit dieses wirklich genialischen Kopfes zu spotten, als mit ihm zu wetteifern.

Am selben Abend führte mich Morgenstern in den Professoren-Club. Der ganze lange Tisch war ausschließlich mit

literarischen Namen besetzt, unter denen manche mit Recht berühmt waren. Neben mir saß ein ältlicher Mann, dessen starke Gesichtszüge und rasches Benehmen mir auffielen, noch mehr aber die entschiedene Weise, mit welcher er die sonderbarsten Dinge erzählte. Ich erkundigte mich leise nach seinem Namen. Es war Reinhold Forster, der mit Cook die Reise um die Welt gemacht und Friedrich dem Zweiten das bekannte Compliment gesagt hatte, er habe fünf wilde und zwei zahme Könige kennen gelernt, aber Friedrich sei der größte.*)

Mitten in seinem Vortrage, den er größtentheils an mich richtete, wahrscheinlich weil er von mir, als einem Fremden, den meisten Glauben erwartete, unterbrach ihn von der anderen Seite des Tisches her eine noch rauhere Stimme als die feinige mit den Worten: „Herr Schwiegervater! Rügen Sie doch nicht so entsetzlich! Das ist ja rein unmöglich, was Sie sagen.“ Ich erinnere mich nicht, was Forster antwortete; aber seine Antwort gehörte zu den zahmen. Ich erkundigte mich nach dem Zurechtweisenden und hörte wieder einen berühmten Namen — Sprengel.

Meine nächste Station war Hamburg. Der Brief der

*) Der König soll, erzählte man mir zu Potsdam, diese Artigkeit lächelnd mit der Frage erwidert haben, ob ihm die Neuseeländer nicht das Indigenat ertheilt hätten? — Weniger bekannt scheint mir folgender Vorgang: Als Forster aus England nach Deutschland zurückkehrte, lud ihn ein reicher Kaufmann in Hamburg, an den er eine Adresse hatte, zu einem Gastmahle, das er für ihn anstellte. Als Forster die Einladung erhielt, ging er zu dem Kaufmanne und ersuchte ihn um einen Geldvorschuß. Der Kaufmann lehnte es ab. „So hab' ich auch den Teufel von Ihrer Frefferei!“ rief Forster und ging fort, soll sich indeß, wie man sehr unwahrscheinlich behauptete, dennoch zu Tische eingefunden haben.

Gräfin hatte bestimmt, daß ich dorthin gehen möge, wo ich im dänischen Post-Comptoir weitere Instruktionen finden würde. Ich reiste hin; ich ging zum dänischen Postmeister, um meine Instruktionen zu holen. Sie bestanden in der Aufforderung, in Bloen den Kammerherrn von Hennings, einen vertrauten Univerfitätsfreund des Grafen Schimmelmann, in Tremsbüttel die Gräfin Stolberg, die Gemahlin des älteren der dichterischen Brüder, in Knoop die Gräfin Baudiffin, die Schwester des Grafen Schimmelmann, zu besuchen und dann mit dem Packetboote von Kiel nach Kopenhagen zu kommen. Zu den Kosten dieser Nebenreise hatte der Postmeister Befehl, mir eine nicht unbedeutende Summe auszuzahlen. Ich stand erstaunt da. Ich war also, ohne es zu wissen oder zu wollen, ein Damen-Schützling! Ich sollte eine Schaurreise machen, nämlich beschaut zu werden! Und zwar von gelehrten Damen! Das wird nicht gut gehen, dachte ich. — Der Postmeister, der meine Ueberraschung bemerkte, sagte lächelnd: „Die Damen protegiren Sie. Sie werden Glück machen.“ Ich schüttelte den Kopf. — Er fuhr fort: „Bei dem schönen Wetter werden Sie eine angenehme Reise haben, durch einige der reizendsten Gegenden von Holstein.“ — Mir fiel Herder's Bemerkung ein. Ich erklärte, ich würde am folgenden Morgen abreisen, und bat ihn nur noch um Rathschläge, wie ich das am besten einrichtete, zugleich aber, wann ich dem Bruder des Grafen, der dänischer Resident in Hamburg war, mein Compliment machen könnte? — „Ich rathe Ihnen nicht, zu ihm zu gehen,“ sagte der Postmeister. — Ich merkte also wohl, daß der Bruder nicht gut mit den Damen stehe.

Hamburg kennen zu lernen, ja nur flüchtig zu besehen, hatte ich dieses Mal keine Zeit.

Am folgenden Morgen trat ich meine officiële Lustreise durch das an reizenden Gegenden reiche Holstein an. Zuerst besuchte ich Herrn von Hennings. Als Amtmann der Landschaft Bloen bewohnte er das Bloener Schloß, das zwischen zwei Seen romantisch auf einem Berge liegt. Ich besah erst das Städtchen und die reizende Gegend eine Stunde lang, ehe ich zu ihm hinaufging. Ich fand einen einfachen, sehr verständigen und lebhaft theilnehmenden Mann in ihm, dessen Charakter mir hohe Achtung einflößte. Auf Weimar sah er nicht mit Vorliebe hin; er war in den Xenien mißhandelt worden. Ueber Goethe mochte er sich in seinem „Genius der Zeit“ einmal zu kaltblütig geäußert haben, und Schiller — wußte wahrscheinlich nicht, wieviel Hennings dazu mitgewirkt hatte, daß ihm die Pension von 1000 Thalern ausgesetzt wurde, die er sechs Jahre, glaube ich, von einigen vornehmen dänischen Damen erhielt, die ich nun auch kennen lernen sollte.

Ich fuhr nach Tremsbüttel, wo der ältere Graf Stolberg Amtmann war. Daß er Gedichte geschrieben, wußte ich, aber ich kannte sie nicht; sie konnten mir nicht Stoff zu einer Artigkeit geben. Er war sehr einsilbig. In seiner Gemahlin dagegen fand ich eine Frau von lebhafter und geistvoller Unterhaltung. Sie erzählte beim Theetische und Abendessen viel von Rom, wo sie ziemlich lange gewesen war. Ich — war ein aufmerksamer Zuhörer.

Die Gräfin Baudiffin zu Anoop, der ich zunächst meine Aufwartung machte, war in bekannter Heimlichkeit gefühlvolle Dichterin, wovon ich aber nichts wußte. Ich fand sie corpulent und empfindsam, und Beides gefiel mir nicht,

besonders durch seine Verbindung, und ich bin gewiß, daß ich ihr auch nicht gefallen habe. Ihr schöner Park am Kieler Kanal ergötzte mich mehr als ihr Gespräch.

Besser erging es mir in Kiel. Wieland hatte mir einen Brief an seinen Schwiegersohn, Professor Reinhold, geschickt, Böttiger ein paar Billete an Andere mitgegeben. Ich wurde von Allen freundlich aufgenommen. Daß ich als Secretär des allvermögenden Ministers nach Kopenhagen ging, gab mir einen Anschein von Wichtigkeit, und selbst der alte Staatsrath Professor Hegewisch besuchte mich im Wirthshause, ohne daß ich bei ihm gewesen war.

Ich fand in Reinhold einen einfachen, frohen Mann, an dem nichts den Grübler verrieth, der die kritische Philosophie, nachdem sie ein Jahrzehnt fast nur ein todter Schatz gewesen, in kurzer Zeit zum Hauptthema der Universitäten und bald aller Gelehrten machte. Doch freilich — wäre er tiefer Grübler gewesen, er hätte das nicht vermocht. Eben weil er sie ohne tiefe Grübeleien mit Gewandtheit behandelte, erhob er sie zum allgemeinen Gegenstande, dem sich Jeder gewachsen glaubte. Seine Frau machte keine Ansprüche als die gute Hausfrau und aufmerksame Wirthin zu sein. Die ganze Familie des großen Dichters, seinen ältesten Sohn ausgenommen, war fast allzu einfach. Die Professorin lud eine Gesellschaft zum Mittagessen für mich; sie ordnete eine Lustfahrt nach Tische an. Am Abende begleiteten mich ein paar jüngere Männer, die ich bei ihm kennen gelernt, aufs Packetboot. Der Capitän hatte die Gefälligkeit, für meine Rechnung eine Bowle Punsch zu bereiten, — die mich viel kostete. Wir tranken und schwatzten nämlich, bis der Anker etwas spät gelichtet wurde, und ich verschlief nun eine herrliche Mondscheinnacht und den malerischen

Anblick der meisten Inseln, zwischen und an denen vorüber die Fahrt hin ging. Diese war glücklich und schnell. Schon gegen Abend des anderen Tages stiegen die Thürme Kopenhagens, dann die Außenwerke des Hafens vor unseren Augen allmählig aus dem Meere empor, dann die Stadt selbst. Der Anblick war sehr schön. Der Eindruck, den er machte, wurde noch erhöht, als ich durch die breiten Straßen hinging, deren hohe Häuserreihen oft durch Paläste und palastähnliche Gebäude unterbrochen wurde. Alles fand ich hier großartig in der Handelsstadt zwischen zwei Meeren, die zugleich Haupt- und Residenzstadt war.

Der Premier-Minister Graf Schimmelmann.

Ich trat in einem Gasthose ab und fandte die Nachricht von meiner Ankunft am anderen Morgen ins Palais des Grafen mit der Anfrage, wann ich ihm meine Aufwartung machen könne. Der Haushofmeister des Grafen fandte mir die Antwort, ich möge meine Sachen ins Palais bringen lassen, wo Zimmer für mich bereit wären. Der Graf und die Gräfin wären auf ihr Gut Seelust hinausgefahren und hätten für den Fall meines Eintreffens befohlen, daß ich so bald als möglich hinauskommen solle. Ein Fahrzeug dazu würde bereit sein.

Ehe ich mein erstes Auftreten bei dem Grafen erzähle, glaube ich mittheilen zu müssen, was ich in Deutschland und Kopenhagen selbst von Wohlunterrichteten über ihn und seine Laufbahn erfuhr. Der edle Mann in seiner stillen Größe scheint mir außerhalb Dänemark so wenig gekannt, als er dort häufig sehr verkannt wurde. —

Der Vater des Grafen, ein Magdeburger Kaufmann

oder Schiffs-Eigenthümer, erwarb im siebenjährigen Kriege durch glückliche Speculationen ein Paar Millionen, zog mit seinem Schatze nach Dänemark, ließ sich für Geld zum Grafen und zum Geheimrath machen, kaufte Güter in Holstein und eine wichtige Plantage in Westindien, baute ein großes Palais in Kopenhagen und nahm, bei seinem Reichthume und seiner Klugheit, bald mit voller Anerkennung einen Platz unter den dänischen Großen ein. Bei seinem Tode verwandelte er zwei Millionen in einen Familien-Fidei-Commiß und vertheilte unter seine drei Kinder den Ueberschuß.

Der älteste Sohn, der Minister, schloß in seinen Jünglingsjahren, vorzüglich auf der Universität, eine enge Freundschaft mit den jungen Grafen Bernstorff, Reventlow und Ranzau. In ihren vertrauten Gesprächen war ein immer wiederkehrendes Thema das Bedauern des Schicksals ihres Vaterlandes. Dänemark wurde damals von dem Ministerium verwaltet, das die Stiefmutter des Königs, Juliane Maria, nach Struensee's Katastrophe aus ihren bürgerlichen Anhängern gebildet hatte, und an dessen Spitze ein ehemaliger Conrector, Guldberg, stand. Dänemark wurde, sagte man, unter diesen Ministern im Innern tyrannisch und unklug regiert, und nach außen hin versank es in Unbedeutendheit. Gewiß ist es, daß der hohe Adel in Holstein und Dänemark sich unter diesem Cabinet, an dessen Spitze ein Schullehrer stand, in den Hoffnungen getäuscht sah, mit denen er den Sturz des früheren, dessen Haupt ein Arzt gewesen war, angesehen, vielleicht mit bewirkt hatte. Es bildete sich unter den jüngeren Adligen ein Bund; Haupt des Bundes war der erfahrenere Graf Bernstorff, der schon einmal vor Struensee Minister gewesen, Nefte jenes Ministers Bernstorff,

der den Beinamen „der Große“ führte und einst Klopstock's Freund und Beschützer gewesen war. Man unterlegte den gemachten Plan dem sechzehnjährigen Kronprinzen. Längst unzufrieden mit der Regentschaft seiner Stiefgroßmutter, billigte er ihn.

Als der Tag der Volljährigkeit des Prinzen herangekommen, wurde eine feierliche Minister-Versammlung veranstaltet. Der König selbst mußte darin präsidiren, was sonst selten oder nie geschah. Das bisherige Cabinet hatte sich zu der bevorstehenden Erweiterung durch ein neues Mitglied verstärken zu müssen geglaubt und einen Herrn Steemann zum Minister ernannt, aber es gab nur Anlaß zu Scherzen. Man fand, daß sein Ministerium seinem Namen Stehmann vollkommen entspräche, und lobte, daß er sich während desselben nicht einmal gesetzt habe. Das konnte er nämlich nicht vor Eröffnung der Conferenz, der Prinz aber hielt sogleich beim Eintreten stehend eine Anrede an seinen königlichen Vater, worin er demselben für die Anerkennung seines Rechtes, an der Regierung Theil zu haben, dankte, doch zugleich erklärte, er könne davon nicht Gebrauch machen, so lange die bisherigen Minister im Amte blieben. Um das Geschäft ihrer Entfernung abzukürzen, habe er die fertige Acte ihrer Entlassung mitgebracht und lege sie Sr. Majestät zur Unterschrift vor. — Der König hatte bei der unglücklichen, ihm angekünftelten Krankheit, die seinen Geist zerrüttete, doch seinen Sinn für komische Lagen und bitteren Witz behalten. Er sah die Männer, die ihn so lange nach dem Willen der Stiefmutter despotisirt und gekränkt haben mochten, mit schadenfrohem Lächeln an, unterschrieb die Schrift schnell und rief ihnen zu: „Glückliche Reise!“ Sie traten ab und wurden sogleich von einigen

Offizieren in Empfang genommen, zu bereit stehenden Wagen und in diesen nach einer kleinen Stadt geführt. Nach ihrer Entfernung legte der Kronprinz dem Könige eine andere Schrift vor, in welcher die Regentschaft dem Prinzen übertragen und ein neues Cabinet ernannt wurde, an dessen Spitze die Grafen Bernstorff und Schimmelmann standen. Sie waren schon in der Nähe und traten sogleich ein. Die Entlassenen wurden gut versorgt in untergeordneten, aber einträglichen Posten. Noch im Jahre 1797 war Guldberg Stiftsamtman, das heißt, was der Graf Stolberg und Hr. v. Hennings waren — Verwalter einer Provinz. Wirklich ließ sich diesen Männern wenig Schlimmeres vorwerfen als Unfähigkeit. Die alte Königin hatte in ihnen nur fügsame Werkzeuge ihrer Pläne gewollt und gefunden.

Den schwierigsten Auftrag bei diesem so leicht und schnell durchgeführten Staatsstreiche hatte Graf Schimmelmann. Er sollte verhindern, daß die bisherige Regentin, die Königin Juliane Maria, der Conferenz beiwohne. Bei der Scheu, die der kranke König vor seiner Stiefmutter hatte, die ihn oft mit unwürdiger Härte behandelt haben soll, hätte ihre Einmischung Alles hintertreiben können. Ihr Verbot hätte den König wahrscheinlich abgehalten, zu unterschreiben, und somit hätte die Hauptform zur Ausführung des Planes gefehlt, der sich dann vielleicht nur durch Gewalt hätte realisiren lassen. Vielleicht wäre die ganze Residenz mit Tumult erfüllt worden. Mochte die Königin nun durch die Aufstellung des Regiments des Kronprinzen im Schloßhose beunruhigt worden sein, mochte sie ohnehin ihre Gegenwart bei der Conferenz nöthig gehalten haben — sie kam wirklich eilenden Schrittes aus ihren Zimmern, um sich in die Versammlung zu begeben. Im

Vorfaale trat ihr indeß Graf Schimmelmänn, der sich für diesen Tag als dienstthnender Kammerherr eingefunden hatte, entgegen und theilte ihr in tiefster Ehrerbietigkeit den Wunsch Sr. Majestät des Königs mit, Ihre Majestät möge vor Beendigung der Conferenz nicht Höchstdero Appartements verlassen. Es nicht beachtend, wollte sie spöttisch lachend ihren Weg fortsetzen, aber Schimmelmänn warf sich vor der Saalthüre aufs Knie, breitete beide Arme aus, um die Thüre zu füllen, und rief aus: „Unterthänigst flehe ich Ew. Majestät um Verzeihung an. Ich muß Sr. Majestät des Königs Befehl vollziehen.“ — Die Königin sah sich im Vorfaale um; es war Niemand gegenwärtig als einige Offiziere des Kronprinzen, die neben dem Grafen standen. Sie stampfte mit dem Fuße und stürzte zornig in ihre Appartements zurück. Indes sie hier ungestüm auf und ab ging und vergeblich auf einen Ausweg dachte, wurde Alles vollendet, und sie sah ihre Minister abreisen. Als sie noch einmal in den Vorfaal zurückkehrte, war der Graf Schimmelmänn schon abgerufen, um seinen neuen Ministerposten anzutreten, die Offiziere hatten sich entfernt, und nur ihre Dienerschaft war wieder eingetreten, um ehrfurchtsvoll ihre Befehle zu empfangen. Ihre ganze Situation als Königin-Mutter wurde keinen Augenblick weiter gestört; sie regierte nur nicht mehr und bestimmte nicht mehr die Behandlung des unglücklichen Königs. Ihre Anhänger bei Hofe und in der Stadt zogen sich zurück, und sie — konnte sich einem ruhigen, beschaulichen Leben überlassen, bei dem sie sich indeß nicht glücklich gefühlt haben soll. —

So erzählte man mir im Jahre 1797 die merkwürdige Begebenheit des Jahres 1784. Als Urheber des Planes nannte man den Grafen Schimmelmänn. Ihm auch schrieb

man es zu, daß die jetzt eintretende Regierung sehr einsichtsvolle Maßregeln ergriff und trotz des herrischen, sich oft hart äußernden Sinnes des jüngeren Grafen Bernstorff nie den Charakter schonender Humanität und Vorsicht verleugnete, wenigstens immer wieder zu ihm zurückkehrte. Selbst in den Verhältnissen zu anderen Staaten soll der stürmische Minister des Auswärtigen den ruhigen, weisen Rathschlägen seines Freundes, des Finanzministers, gefolgt sein. Nur Schimmelmann soll beim Anbruche der französischen Revolution Bernstorff abgehalten haben, der Neutralität zu entsagen.

Gleiche Humanität, wie bei dem Ausgange des Ministerwechsels, und gleich ruhige Weisheit, wie bei der Beurtheilung der politischen Verhältnisse, bewies er in der Verwaltung des Innern. In jedem Zweige derselben war seine Stimme die entscheidende, der die anderen Minister meistentheils folgten, besonders seit Bernstorff's Tode. Alle Theile des Staatshaushaltes waren blühend, und wer das anerkannte, nannte immer dankbar Schimmelmann als den wohlthätigen Stifter davon. So hatte ich es in Holstein überall gefunden, so war es auf dem Packetboote, so auch in den vierundzwanzig Stunden, die ich in Kopenhagen zugebracht hatte, ehe ich nach Seelust hinausfuhr. Ich entwarf mir darnach ein sehr vortheilhaftes Bild von seiner Persönlichkeit, von dem geistvollen Benehmen des Verehrten. —

Als ich in dem verhältnißmäßig einfachen Landhause ankam, führte man mich in ein Zimmer, wo ein Mann von unvortheilhaftem Aeußeren einsam um ein Billard wandelte; sein Gesicht war völlig ausdruckslos, seine Miene trüb, ernst; sein röthliches Haar stand fast struppig empor, und dabei schielte er ein wenig. Die Haltung seines mageren Körpers

von Mittelgröße war fast nachlässig und seine Kleidung einfach. Er sprach leise und langsam und stockte oft, als suche er Worte; als ich ihn näher beobachten konnte, schien es mir, als käme dies Stocken mehr auf Rechnung der Gedankenfülle, als des Mangels an Worten. Ich glaubte zu bemerken, daß sich ihm im Sprechen immer Nebengedanken und Rücksichten aufdrängten. Nicht selten ließ er eine Phrase unvollendet. Nur ein einziges Mal habe ich ihn fließend und mit Wärme, aber auch dann noch mit halb-lauter Stimme sprechen gehört, bei einem Abendbesuche, den ihm der Staatssecretär Bernstorff machte, der Sohn, glaube ich, seines verstorbenen Freundes und Collegen und sein Zögling in der Politik.

Dies war der Minister Schimmelmann, wie ich ihn fand. Er nahm mich gütig auf und richtete mancherlei unbedeutende Fragen über meine Reise an mich; nach einer Viertelstunde etwa reichte er mir die offene Hand mit den Worten: „Ihren Handschlag auf Treue und Verschwiegenheit!“ Ich legte meine Hand in die seinige. „Nun gehören Sie zu uns!“ sagte er. Nach einigen kurzen Reden, die wir noch wechselten, forderte er mich auf, Billard zu spielen. Er spielte zerstreut, ich schlecht; bald führte er mich durch ein paar Zimmer zu seiner Gemahlin.

Er hatte früh mit großer Liebe geheirathet, aber seine Gemahlin war nach wenigen Jahren gestorben, ohne ihm Kinder nachzulassen. Man erzählte mir, daß ihr Tod ihn in eine lange trostlose Betrübniß gestürzt habe. Noch jetzt sah ich ihn zuweilen, wenn er in dem Garten spazierte, der sich auf Seeluft zwischen dem Hause und dem Strande des Sundes hinstreckte, einige Minuten bei einem Denkmale sinnend und sich die Augen trocknend verweilen, das er ihr hatte

errichten lassen. Es war ein einfacher Obelisk aus Norwegischem Marmor, worauf ihr Namen und ihr Lebensalter mit einer gefühlvollen Sentenz stand. Im Fußgestelle war dicht an dem Boden eine Oeffnung, wie ein Auge gestaltet, und eine kleine Quelle rieselte durch sie ins Gras. Das ewig thränende Auge war nicht geschmackvoll, aber ich gestehe, daß es mich rührte. — Einen Tag, nachdem wir nach Kopenhagen in den Palast gezogen waren, sah ich einen zweiten Beweis, wie tief dieser Staatsmann fühlte. Im Vorssaal, zwischen seinen Gemächern und denen seiner Gemahlin, stand auf einem Marmortische eine Büste von Bronze. Die Härte in ihren Zügen fiel mir auf, und ich blieb vor ihr stehen. (Später sah ich denselben Kopf in weißem Marmor ausgeführt und bemerkte jene Härte nicht, nur hohen Ernst. Sie war also wohl die Wirkung der Bronzefarbe.) — Der Minister kam eben heraus, um zur Konferenz zu fahren, aber er blieb einen Augenblick neben mir vor der Büste stehen mit einem Ausdruck des Gesichts, der mir auffiel. Ich sah die Büste an, dann ihn, und mein Blick muß fragend gewesen sein. „Es ist Bernstorff,“ sagte er, indem er sich zum Fortgehen wandte und sich mit dem Finger eine Thräne aus dem Auge wischte. —

Als Minister konnte er nicht unvermählt bleiben, schon damit eine Dame die Honneurs bei seinen officiellen Gastmählern mache, aber auch wegen der Lenkung seines Hauswesens, um das sich zu kümmern, er weder Zeit noch Neigung besaß. Er hatte ein armes, nicht ganz junges Fräulein gewählt. Man versicherte mich, daß sie dem Range, den ihr Gemahl ihr verlieh, durch die gemessene Würde ihres Benehmens entsprach, — und dem Berufe der Hausregentin mit etwas mehr Strenge, als gerade noth-

wendig war. Zu dieser Dame, meiner noch ungekannten Mäcenatin, kam ich jetzt.

Ich fand eine Frau mit einem vollen, wohlgebildeten Gesicht, aber gebieterischem Ausdrucke in Blick und Miene, etwa vierzigjährig, hinter dem reichbesetzten Theetische. Sie war allein; nur ein etwa zehnjähriges, munteres Mädchen tändelte im Saale umher. Sie fragte mich nach ihren Freundinnen, zu denen sie mich geschickt hatte. Die Erinnerung an diese Schaureise verstimmte mich. Ich antwortete kurz und gleichgültig. Lebhafter sprach ich, als sie sich nach Weimar erkundigte, aber von Schiller hatte ich nichts zu berichten, und es schien, daß sie von ihm etwas durch mich erwartet hatte; denn sie war eine der Gönnerinnen, die ihm die Pension ausgesetzt hatten. Sie war sehr ergiebig an Lobsprüchen auf Weimar, wie sie es sich dachte, fand es beneidenswerth, daß dort selbst fast alle hohen Beamten Dichter wären, und nannte Weimar deshalb einmal über das andere das Deutsche Athen, eine Benennung, die damals neu und Mode war. Ich wagte die Bemerkung, daß zu Athen die Archonten keine Verse gemacht und die Athenienser ihre Dichter nicht zu Archonten ernannt hätten. Das schien ihr auf unangenehme Weise überraschend. Sie hatte mich enthusiastisch für Weimar gehalten. Der Minister ging indessen, nachdem er eine Tasse getrunken hatte, wieder gedankenvoll im Saale auf und ab und mischte sich nur selten in unser bald ermattendes Gespräch durch wenige hingeworfene Worte.

Um dem Gespräche eine angenehme Wendung zu geben, lobte ich die liebenswürdige Lebhaftigkeit der kleinen Comtesse; doch die Gräfin berichtigte sogleich, das kleine Mädchen sei die Tochter des verstorbenen Capellmeisters Schulz; sie

mache sich nur ein Vergnügen daraus, sie zu erziehen und ausbilden zu lassen. Sie tanze schon sehr artig, zeichne und spreche Französisch. „Lebt die Mutter noch?“ fragte ich. „Ja,“ erwiderte die Gräfin, „sie arbeitet in unserer Küche als Scheuermagd.“ — Nur mühsam unterdrückte ich einen Einwurf gegen die Inconsequenz dieses Verfahrens und die Frage, was die hohe Bildung der Tochter in vornehmen Zirkeln machen sollte und könne, indeß die Mutter in ihrer Nähe als Scheuermagd diene. —

Ich blieb drei Wochen auf Seelust, während deren ich nur zwei- oder dreimal auf wenige Stunden die Gräfin nach Kopenhagen begleitete, ohne die kurze Zeit in der fremden Stadt benutzen zu können. Am Tage streifte ich in dem königlichen Thiergarten herum, der an den Garten zu Seelust stößt, oder schrieb oder las Dänisches. Zu Mittag hörte ich die Nachrichten an, die der Graf aus der Stadt mitgebracht und für unverfänglich genug hielt, sie mitzutheilen; aber für mich Fremden hatten sie kein Interesse. Am Abende las ich der Gräfin zuweilen vor. Zu meinem Befremden fanden sich nur selten Besuche ein. Zwar kam einmal die verwittwete Königin Juliane Maria zum Thee heraus, und die Ankunft von Schildkröten aus der Plantage in Westindien wurde durch ein splendides Diner gefeiert; außerdem aber stellten sich nur einzeln und selten deutsche Gelehrte ein, auch wohl deutsche Studenten, die dem Schutze des Grafen empfohlen waren. Sie wurden jedesmal zur Tafel behalten und mit Achtung behandelt. Am merkwürdigsten war mir unter ihnen ein Geistlicher, Namens Chr., durch die neuen Beweise, die seine Behandlung mir von der großen Humanität des Grafen gab. Der Mann war in einer kleinen Stadt oder auf dem

Lande Prediger gewesen, hatte sich aber so viele Neuerungen in der Liturgie und in seinen Lehren erlaubt, daß die Gemeinde und die benachbarten Prediger selbst ihn verklagten. Man mußte ihre Beschwerden für gerecht erkennen, und um ihnen abzuhelpfen, — berief man ihn als zweiten deutschen Hofprediger nach Kopenhagen. Zu fungiren hatte er hier wenig; er legte also eine Unterrichtsanstalt an und erhielt viele Pensionäre. Nach Seelust kam er, den Grafen um Mittheilungen aus den Archiven zu einer Biographie des vor Kurzem verstorbenen Bernstorff zu bitten. Der Graf überlegte das etwas bedenkliche Ansuchen. Um den Entschluß desselben zu beschleunigen, fuhr Chr. unbesonnen mit dem Versprechen heraus, die Biographie des Grafen dereinst mit noch höherer Vorliebe zu schreiben. Der Graf sah ihn fest an und fragte dann: „Wie alt sind Sie?“ Chr. sagte es. „Ich,“ erwiderte Schimmelmann lächelnd, „ich bin also zwei Jahre jünger als Sie und befinde mich wohl.“ — Man denke sich die Bestürzung des Mannes, der jetzt erst die lächerliche Abgeschmacktheit fühlte, die er begangen. Diese hinderte indeß nicht, daß nicht nur er, sondern auch der jüdische Pensionär, den er mitgebracht, zur Tafel gezogen wurden, wo er nicht unterließ, lebhaft zu peroriren.

Endlich, da der Herbst unfreundlich wurde, zogen wir in die Stadt, zu meiner großen Freude; denn die auf dem Lande verbrachte Zeit betrachtete ich mit Recht als verloren. Sehr viel besser fühlte ich mich indessen doch nicht sitnirt. Zwar machte ich jetzt fast täglich an der Tafel des Ministers irgend eine neue Bekanntschaft und oft eine sehr interessante, aber ich konnte sie, durch meine Verhältnisse im Hause des Grafen behindert, wenig benutzen. Bei den Besuchen, die ich machte, fand ich zwar in den deutschen Häusern und

Zirkeln, z. B. in dem reichen Hause der Dichterin Brun, bei dem berühmten Münter, bei Marezzoll, freundliche Aufnahme; aber bei den dänischen Gelehrten eine so förmliche, zurückhaltende, daß es mich schmerzte. Ich klagte es Marezzoll, und er antwortete: „Sie wohnen im Palaste eines Ministers, und Minister, besonders deutsche, lieben die Dänen jetzt nicht.“ Das zuerst machte mich auf den öffentlichen Geist aufmerksam, von dem ich weiterhin sprechen werde.

Dieser Umstand trug dazu bei, mir meine Lage noch drückender zu machen, als sie ohnehin war. Man erinnere sich meines Aergerz über die Reise, auf welche mich die Gräfin in Holstein herumgeschickt hatte. Der erste Abend schon in Seelust hatte meine Empfindlichkeit gegen sie in Widerwillen verwandelt. Frauen täuschen sich über dergleichen Gefühle nie, und so erwiderte sie das meinige sehr bald, und diese Stimmung wurde täglich dadurch noch herber gemacht, daß ich, als einmal gütig aufgenommener Hausgenosse, mich bestreben mußte, jeden Anlaß zur Aeußerung des Mißfallens zu vermeiden, und wir uns täglich sahen. Ich bin überzeugt, daß sie bald anfing, mich zu hassen, und mir war der Aufenthalt im Palaste eine Marter.

Der Graf blieb immer gleich wohlwollend gegen mich, ja, seine Güte schien noch dadurch gesteigert zu werden, daß er meine trübe Stimmung bemerkte.

Die große Güte des Ministers beschämte mich indeß fast noch mehr, als sie mich erfreute. Ich fühlte, daß ich nichts thun konnte, um sie zu verdienen. Von geschickten und eingeübten Männern, die er zum Theil selbst gebildet hatte, umgeben, bedurfte er meiner Dienste nirgends in allen den Departements der inneren Verwaltung. Mich, den

Fremden, dem Departement der ausländischen Angelegenheiten zuzuweisen, war der Minister zu klug; aber in seinem Hauszirkel abzuwarten, daß ich mich gleichsam naturalisirt hätte, schien mir bei der Stimmung der Gräfin gegen mich unseidlich.

In einer Stunde aufwallenden Mißmuthes äußerte ich diesen gegen einen Vertrauten des Grafen mit dem Wunsche, nach Weimar zurückzukehren. Er suchte mir zwar Muth einzusprechen, erzählte aber dem Grafen, was ich gesagt. Bei dem letzten Gespräche, das ich mit diesem hatte, sagte er, man habe die Absicht, in Leipzig einen Consul anzustellen; ob dieser Posten mir wünschenswerth schiene? Ich gestand offen, daß ich mich dazu untauglich fühle und es vorzöge, zu den Verhältnissen einer unabhängigen literarischen Thätigkeit zurückzukehren. Ganz unerwartet ließ er mir am folgenden Tage eine bedeutende Summe als Entschädigung für die Reise und vierteljähriges Gehalt auszahlen. Ich verließ den Palast sechs Wochen nach meiner Ankunft und bezog einen Gasthof mit dem Vorsatze, noch vier Wochen in Kopenhagen zu verweilen, um es nun wirklich kennen zu lernen.

Kopenhagen.

Die öffentliche Stimmung fand ich zu meiner Ueerraschung in Kopenhagen sehr gereizt und unruhig. Schwerlich irgendwo in Deutschland, vielleicht selbst in manchen Städten Frankreichs nicht, wurde über die Französische Revolution in allen ihren Phasen so eifrig debattirt als hier. In den öffentlichen Gesellschaften nahm Jeder Partei darüber, stritt, citirte aus dem Moniteur, prophezeite. Mancher wußte die ganze Geschichte jedes Mannes auswendig, der in der

Revolution einmal eine Rolle gespielt hatte und zufällig genannt wurde. Diese Stimmung mußte wohl bald auf die einheimischen Verhältnisse übertragen werden, und die Festigkeit, mit der man rücksichtslos über diese sprach, erklärte mir die trübe Stimmung, die ich fast immer den Grafen Schimmelmann beherrschen sah. Ihn klagte die öffentliche Stimme in keiner Rücksicht an, aber er stand zwischen zwei Parteien als erzwungener Vermittler da, zwischen den Herrschsüchtigen, die jede Aeußerung des Mißvergnügens mit Härte ersticken und strafen wollten, was wahrscheinlich sehr wilde Scenen herbeigeführt hätte, und dem Volke, das sich unruhig bewegte, ohne bestimmt zu wissen, was es erlangen wollte, aber doch häufig Anlaß hatte, mit Recht sich verlezt zu fühlen.

In der That schien es beim ersten Blicke sonderbar, daß Mißvergnügen herrschen konnte. Der Bauernstand in den dänischen Provinzen noch mehr, als in den deutschen, war im Ganzen wohlhabend. Die Industrie und der Handel hatten freie Hand nicht nur, sondern wurden von der Regierung aufgemuntert und unterstützt. Die Gelehrten wurden geschätzt und durch Anstellungen und Auszeichnungen versorgt und gehoben. Der Adel war meistentheils reich und konnte seinen Reichthum ungehindert genießen. Woher denn die allgemeine Unzufriedenheit? —

Man weiß, daß im Jahre 1660 in der allgemeinen Ständeversammlung der Bürgerstand und die Geistlichkeit, um dem Drucke des Adels zu entgehen, den König für völlig unumschränkt erklärten, und daß der Adelsstand endlich sich gezwungen sah, diesem Beschlusse beizutreten, der die Existenz aller Privilegien und Rechte von der Stimmung des Monarchen abhängig machte. Jetzt, da die französische Revolution

Freiheit und Volksrechte so unaufhaltsam predigte, fühlten viele Dänen aller Stände sich schon von dem bloßen Gedanken empört, daß sie, wenigstens dem Grundgesetze nach, sich schrankenlos, ganz ohne Rechte, der Willkür des Regenten preisgegeben sahen. Ferner: die unumschränkte monarchische Gewalt kann in den Händen eines wohlwollenden, weisen und kräftigen Monarchen unendlich viel Gutes stiften; aber Dänemark hatte nun schon seit dreißig Jahren einen wahnsinnigen König, der selbst unter persönlicher Obhut stand, und ohne dessen Willen vier Cabinetrevolutionen die Regierung in andere Hände gelegt hatten. Diese mußte wohl in eine Bureaukratie ausarten, die im Allgemeinen mild herrschte, um nicht verhaßt zu werden, in einzelnen Fällen aber, wie man behauptete, auf die Bollgewalt des Königs gestützt, tyrannisirte, ohne daß der noch junge, unter ihr erwachsene Kronprinz ihr wehren konnte. Er hatte nur Theil an der Regentschaft und folgte den Beschlüssen der Minister. Jeder von diesen war in seinem Departement fast souverän, ohne von seinen Collegen, die gleiche Gewalt forderten, beschränkt zu werden. Man kann hinzufügen: Jeder mag nur zu oft selber durch den Einfluß von Untergebenen gelenkt worden sein. Hinter allen diesen Gruppen von Regenten und jedem Einzelnen aber denke man sich die ohne Souveränitäts-Erklärung überall mitherrschende Frauenwelt! — Die Dänen mögen zuweilen wohl Ursachen zu Beschwerden gehabt haben, ob ich gleich keine sah.

Als auf ein Gegengewicht gegen jene Uebel der Verwaltung berief die Ministerial-Partei sich auf die Pressefreiheit. Leider wurde diese gerade damals von jungen, vorlauten Brauseköpfen durch Mißbrauch gefährdet. Einer von diesen ließ drucken: „Wir wollen frei werden, trotz des

Gefetzes von 1660.“ Die Regierung ließ sich bisher durch nichts bewegen, die Preßfreiheit zu beschränken, und nahm von ähnlichen Ausbrüchen keine Notiz. Diese Kampfsverkündigung gegen die Verfassung schien indeß doch zu stark. Der General-Procureur denuncierte sie, und der Verfasser sollte verhaftet werden. Er wurde in der Stille benachrichtigt, entfloh auf die jetzt schwedische Insel Hven, die im Sundeliegt, vielleicht drei Meilen von Kopenhagen. Dort brachte er sechs Wochen zu und wurde dann, auf die dringende Verwendung des Grafen Schimmelmann, begnadigt. „Wenn wir nicht Rücksicht mit der feurigen Unbesonnenheit der Jugend haben,“ sagte der Graf, „so zerschellen sich die besten Köpfe der Nation an dem Fuße des Thrones.“ Der junge Mann kam zum Grafen, ihm zu danken, und dieser entließ ihn mit Vorstellungen in wahrhaft väterlichem Geiste. Der Neue versprach, wie es schien aufrichtig, sich nicht mehr in die Politik zu mischen, versprach, was zu halten seiner Aufregung unmöglich war. Kurz darauf erklärte ein nicht viel älterer Beamter der Kammer in einer Flugschrift: „Als Schriftsteller sei Niemand an den Eid gebunden, den er dem Könige als Beamter geleistet habe.“ Das war allerdings in einem Staate wie Dänemark eine sehr feste Behauptung, aber doch immer nur eine Hypothese, welche eine Widerlegung, höchstens eine officiële, ernste Zurechtweisung hätte veranlassen sollen; doch bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß die Klagen des Volkes über Willkür der Beamten nicht grundlos waren. Der Ober-Procureur denuncierte bei dem Collegium, unter dem der Assessor C. angestellt war; dieses fragte bei der dänischen Kanzlei, der Oberbehörde für Bestallungssachen, Privilegien u. s. w. an, was ein Beamter verdiene, der so

etwas habe drucken lassen? Die Antwort war: *A b s e t z u n g*, — und diese wurde, ohne Verhör, ohne abgeforderte Erklärung, dem Assessor C. angekündigt. Der Vorgang empörte alle Gemüther, besonders da C. ein paar Wochen vorher geheirathet hatte und kein Vermögen besaß. In den Clubs, an der Börse, auf den Gassen declamirte man dagegen. Der vor Kurzem begnadigte junge Feuerkopf aber griff wieder zur Feder und schrieb in Verbindung mit einem Freunde eine Flugschrift, die alles Frühere an Hestigkeit überbot. Sie hieß: „*Tria juncta in uno*,“ und enthielt unter Anderm den Ausruf: „Wenn Gründe nicht mehr bei den Ministern helfen, so muß man mit Kugeln und Dolchen sprechen!“ Der Drucker wurde vor Gericht gefordert und übergab ein schriftliches Zeugniß des Dichters Malthé Brun, der sich als Verfasser bekannte, Dänemark aber bereits verlassen hatte. — Er wurde bald eine der geschätztesten gelehrten Autoritäten einer fremden Literatur, und zwar der Französischen. Den Namen des abgesetzten Assessors, Collat, eines Norwegers, trug bei den ersten Versammlungen des Storthings der hohe Beamte, der, mit dem vollen Vertrauen des Königs beehrt, dort die Rechte der Krone vertrat, und der literarische Waffengenosse von Malthé Brun hieß Rjerulf, wie der Ober-Präsident von Kopenhagen, der Christian den Achten im Namen der Stadt complimentirte. In gewissen kleinen Staaten hätten diese drei ausgezeichneten Köpfe für ihre jugendlichen Ueber-eilungen vielleicht die Jahre ihrer größten Tauglichkeit in irgend einer Festung vertrauern müssen, wären vielleicht wahnsinnig geworden. — Schimmelman und der griechische Dichter Alexis hatten Recht:

„Der junge Wein, der junge Mensch muß gähren, ist

herb, stößt Gefen aus — dann setzt er sich, wird klar und süß und bleibt auf immer so.“ Darum, alte Menschen, habt Nachsicht für junge Menschen. —

Diese Vorgänge veranlaßten eine heiße Debatte im Ministerrathe und den Vorschlag, die Preßfreiheit aufzuheben, die den Freunden der Willkür immer wie überall tödtlich verhaßt war. Jetzt regte sich aber Alles, und selbst alte, sonst ruhig zusehende Männer griffen zur Feder.

Rückkehr nach Weimar.

Mitte December reiste ich in Gesellschaft eines Landmannes von Kopenhagen ab. Die Witterung wurde bald schlecht; die öffentlichen Reiseanstalten waren in Dänemark ebenso elend als damals in Deutschland, die Wege abschäulich, das Uebersehen über die beiden Belte langwährend und zu dieser Jahreszeit sogar gefährlich. Warum reisten wir denn nur jetzt? Was meinen Reisegefährten antrieb, wußte ich; aber ich?! — Die Wahrheit zu sagen — hätte ein Anderer mich um Rath gefragt, ich hätte Alles wohl erwogen und ihm dringend angerathen, den Frühling und das Fahren des Packetbootes zu erwarten; aber für mich selbst — es ist ein Naturfehler! — pflegte ich Alles sehr leicht zu nehmen. Ich hatte eine Art Heimweh nach Weimar, der einzigen Stadt des Auslandes, wo ich erprobte Freunde und viele Bekannte hatte, und so trat ich, ohne lange Erwägung, die äußerst beschwerliche

und sehr kostbare Reise an, und da das einmal geschehen war, führte ich sie auch so schnell als möglich durch. Ich begleitete meinen Reisegefährten nach Kiel, lehnte es ab, dort die Weihnachtsferien zuzubringen, und fuhr schon am folgenden Morgen mit Extrapost weiter.

Am Sylvestertage ziemlich spät stieg ich zu Weimar in dem Quartiere ab, das Böttiger mir besorgt hatte. Ich hörte, es sei soeben alle Welt auf einer Maskerade. Ich ließ mir Larve und Domino holen und ging auch hin. Meine überraschten Freunde begrüßten mich mit Herzlichkeit; Fremden war ich für den Abend eine Merkwürdigkeit. Recht hübsch! Aber einer solchen eilenden Reise vom Sunde her, in der widerwärtigsten Jahreszeit, war es nicht werth.

Weimar erschien mir im Winter ganz anders, als ich es im August verlassen hatte. Es waren mancherlei Veranstaltung zu Belustigungen getroffen, und fast jede, die der Hof machte, beschäftigte die ganze gebildete Bevölkerung; denn mit großer Humanität war immer dafür gesorgt, daß sie daran Theil nehmen konnte. So war z. B. das Abonnement zum Theater so gering, daß im Parterre der genußreichste Abend nur drei Groschen kostete, und unter Goethe's Direction hatten die Leistungen der Bühne oft großen Kunstwerth, wenn sie auch nicht so hoch standen, als damals schon im „Journal des Luxus und der Moden“ von ihnen gepriesen wurde. Ich erinnere mich nur eines einzigen Mitgliedes derselben, dessen Spiel durchaus unausstehlich war, und das war ein Sänger mit einer schönen Stimme.

Am meisten wurde Weimar im Winter dadurch belebt, daß adelige Familien aus dem Lande, selbst auch aus

anstoßenden Ländchen, herzogen, um hier die traurige Jahreszeit froher zu verbringen. Jede bedeutende neue Erscheinung auf der Bühne und jede Lustbarkeit, die merkwürdig schien, führte Viele aus allen anderen benachbarten Städten zusammen. Weimar gewann für mich ein eigenes, neues Interesse dadurch, daß die Weimarauer mich seit meiner Rückkehr aus so großer Ferne als einen Einheimischen behandelten. Ich nahm es mit Dank an, und in der That wurde mir die Stadt bald so lieb, daß ich sie gern zu meinem bleibenden Wohnsitze gewählt haben würde, — hätte es nur in irgend einer Weise zu dem Lebensplane gepaßt, den ich mir endlich mit Bestimmtheit entwerfen mußte.

Mein erster Besuch am Morgen nach meiner Ankunft war bei Böttiger. Dann ging ich zu Herder. Als ich in die Thüre trat, rief er aus: „Da ist er ja wieder, der Freiheitsvogel! Habe ich's nicht gesagt, er paßt in keinen Amtskäfig.“ Auch seine Gattin begrüßte mich mit mütterlicher Freude; aber später im Laufe des Gesprächs schüttelte sie doch den Kopf und sagte: „Sie haben eine schöne Carrière versäumt. Sie hätten fügsamer sein sollen.“ Ich antwortete ganz aufrichtig: „Ich hätte es selbst gern gemacht; ich konnte es aber nicht.“ — „So ist's, er konnte nicht anders!“ rief Herder; „er gehört nun einmal zu denen, die wie die Frauen nicht durch das gelten, was sie thnn, sondern durch das, was sie sind.“ Ich verstand ihn nicht und sah ihn betroffen an. Er bemerkte es und fuhr fort: „Sie sind aus Ihrer Einsamkeit mit ganz fertigem Geist und Charakter hervorgetreten. Es ist, als wenn Sie als Erwachsene geboren wären. Sie sind in sich abgeschlossen. Sie können Fortschritte machen, aber nie werden Sie sich

verändern. Sie können eine Laufbahn verfolgen, aber die wird immer eine eigenthümliche sein, und Sie werden immer allein stehen.“

Die freundliche Theilnahme des Herder'schen Ehepaars war keine Ehre, die ich ausschließlich genoß. Die edlen Menschen schenkten sie Mehreren, die ihnen einmal nahe standen. Man weiß aus gedruckten Briefen, wie Herder's Frau sich sogar dafür interessirte, daß und wie Jean Paul sich verheirathete; und zwar, nachdem er von ihrer eigenen Tochter, einem trefflichen, gebildeten, aber nicht empfindelnden Mädchen, einen Korb erhalten hatte, — nach dem stillen Wunsch der Eltern.

Unter den neuen Bekanntschaften, die ich jetzt in Weimar machte, war auch die des erwähnten ehemaligen französischen Volksvertreters bemerkenswerth. Mounier war ein Mann von Kopf und reichen Kenntnissen und von so bestimmtem Blick und Benehmen, daß man ihm einen durchaus unerschütterlichen Charakter zutrauen mußte. Sonderbarer Weise schien sein Lebensgang gerade das Gegentheil darzuthun. Vor der Revolution war er Mitglied eines Parlaments im südlichen Frankreich gewesen, wurde dann Mitglied der Nationalversammlung und wieder des Nationalconvents, in dem er für die Errichtung der Republik gestimmt hatte, ob auch für den Tod des Königs, weiß ich nicht. Er war strenger Republicaner: gleichwohl emigrirte er; gleichwohl siedelte er sich in der Residenz und unter dem Schutz eines deutschen Fürsten an und stiftete er eine Bildungsanstalt für junge Edelleute und Engländer. Wieder im Gegensatz dazu suchte er jetzt die Erlaubniß nach, in die Republik zurückkehren zu können. Selbst in der Art, wie er sich darüber gegen mich äußerte, war ein Widerspruch. Als ich

nämlich im folgenden Jahre aus Berlin zurückgekehrt war, und er, ich weiß nicht wie, von meiner Bekanntschaft mit Siehes gehört hatte, kam er zu mir und bat mich, ich möchte diesem seinen Wunsch, nach Frankreich zurückzukehren, mittheilen n. s. w. Ich sagte ihm, daß mein Umgang mit Siehes nur kurz und flüchtig gewesen, und daß ich in keiner weiteren Verbindung mit ihm stände. „Aber,“ setzte ich hinzu, „warum wollen Sie nicht geradezu selbst an ihn schreiben? Ich müßte ihn durchaus erkannt haben, wenn er nicht mit Vergnügen darein willigen sollte, der Republik einen Mann, wie Sie sind, wiederzugewinnen.“ „Ach,“ rief er aus: „C'est un brutal!“ und nun erzählte er mir, er habe in einer lebhaften Debatte im Convente Siehes widersprochen, sei aber im Hinausgehen zu ihm getreten, um sich mit ihm zu verständigen; Siehes habe ihn zwar angehört, aber ihn plötzlich verlassen mit den Worten: „Nous ne sommes pas faits pour nous entendre!“ Das hatte er sehr übelgenommen und war noch böse darüber, gleichwohl. — Unter der Consularregierung ging Monnier wirklich wieder nach Frankreich, und ich habe seinen Namen oder den seines Sohnes, der bei ihm in Weimar war, sowohl unter den kaiserlichen Beamten als denen der Restauration gefunden.

Das damalige Weimar hatte Alles, was eine Hauptstadt bietet, aber Alles nach dem kleinsten Maßstabe und fast einzeln. Sein kleines, aber schon viel berühmtes Theater mit einem Orchester, das zugleich Hofcapelle war, und seine freilich nur seltenen Hoffeten zogen den Adel der Nachbarschaft dorthin, d. h. acht oder zehn Familien; seine literarischen Celebritäten, vier oder fünf allgemein anerkannte, und ebensoviel wissenschaftliche Jenensische, seine Bibliothek, seine und Jena's Zeitschriften verbreiteten weithin einen

hohen Glanz, aber die celeberrimen Männer — Herder, der wie ein Einsiedler lebte, ausgenommen — litten im Leben mehr oder weniger an Kleinstädtereier oder Kleinhöferei, die ihren geistigen Werth wie eine Kruste umgab. Die Bibliothek wurde wenig benutzt, die Zeitschriften sammelten ihren Inhalt aus ganz Deutschland und durch Böttiger aus England und Frankreich, vorzüglich aus dem Tagesleben und der Literatur fremder Städte; von Weimar selbst konnten sie fast nichts berichten, ohne daß es als eine Klatscherei betrachtet wurde, Handel oder Spott veranlaßte. Das Letztere war mit den Lobreden nur zu oft der Fall, durch die Böttiger Hof machen wollte. Daß man seine Berichte, so schien Weimars Glanz selbst Engländer und Franzosen fest zu halten: die Engländer bestanden damals aus einem ehemaligen Kaufmann, der aus seinem Handel so viel gerettet hatte, daß er nicht in England, wohl aber in einer kleinen Stadt Deutschlands, mit seiner Familie behaglich leben konnte, und aus einem schottischen Gelehrten, der seinen reichen Vetter als Hofmeister begleitete, mit ihm in Weimar gutes Deutsch und die deutsche Literatur kennen lernen wollte und um Böttiger's willen dort, wie ich glaube, ein Jahr verweilte. Die Franzosen aber waren ein paar Emigranten in bedrängten Umständen. Weimar hatte nur einen Buchladen, der gewöhnlich mit dem Neuesten sehr spärlich versehen war, und einen buchhändlerischen Speculanten, Bertuch, der aber außer seinen Zeitschriften nur wenig verlegte; einen Maler, der eine Zeichenschule hielt, und einen zweiten, der Goethe's Hausgenosse war und für ihn mehr als gelehrter Kunstkenner schrieb denn malte; ferner einen Bildhauer, der aber fast nur Thonfiguren verfertigte und brannte, was Böttiger als „keramisches“

Institut ankündigte; einen Confiturier, der zugleich Sardellenalate verfertigte und Früchte, Austern und Wein verkaufte; nur einen Gastwirth mit einem Stammgaste und zwei Wirthshäuser, in deren einem man auch essen konnte, dessen Tisch aber, wie jener des Gastwirths, nur an solchen Abenden besetzt war, an denen ein neues Theaterstück Jenaer Studenten herübergelockt hatte.

Trog des dünnen Gespinnstes allen Glanzes in Weimar, den Jemand einmal mit einem kurzen, zierlichen Frack ohne Unterfutter verglich, war es damals doch der Geltung nach die Hauptstadt Thüringens. Der großsinnige Geist des Herzogs und seine zuweilen bis zum Naiven gehende, durchaus natürliche Humanität, der Ruhm der drei großen Dichter, die dort lebten, und des nahen Schiller, endlich Böttiger's polygraphische Thätigkeit, die an zwanzig Orten anonym über Weimar berichtete, hatten die kleine Stadt zu der in literarischer Hinsicht fast am meisten beachteten und besprochenen Stadt in Deutschland gemacht; besonders da Wöllner und Consorten Berlin in dicke Wolken gehüllt und seinen geistigen Fortschritt gehemmt hatten.

Aus dem großen, prachtvollen Kopenhagen zurückgekehrt, fand ich Weimar zwar anfangs sehr beengend; aber ich richtete mich ein und befand mich bald sehr wohl. Im Herbst trat ich meine Reise an, um die Hansestädte kennen zu lernen, brachte den Winter in Lübeck, Hamburg und Bremen zu, ging mit dem Ende des Winters nach Berlin, von dort nach einigen Wochen über Leipzig nach Weimar zurück. Nachdem ich hier den Sommer verbracht, reiste ich nach Berlin, — um nicht wieder zurückzukehren.

Friedrich Richter (Jean Paul)*).

Als Jean Paul im Jahre 1800 in Berlin war, gab man ihm unter Anderem ein Gastmahl in einem öffentlichen Garten. Ich hatte so viel Spaßhaftes von dem Enthusiasmus gehört, mit dem die Damen, die eigentlich das Fest veranlaßt hatten, ihn behandelten, daß ich mir nicht versagen mochte, einen Spaziergang durch den Garten zu machen, in der Hoffnung, etwas Ergößliches zu sehen. Indem ich wieder hinausgehen wollte, begegnete ich Richter selbst, der eben erst kam. Er drang mich, ich solle mit ihm zur Gesellschaft kommen, der er mich als seinen Mitgast vorstellen wolle. Ich antwortete: „Lieber Richter! Ich schmeichle mir wirklich, zu viel Substanz zu haben, um Ihren Schatten zu spielen.“ So ließ ich ihn stehen, und das waren die letzten Worte, die wir mit einander wechselten. — Doch nein! Ich sprach ihn noch einmal bei Sander, aber nur wenige Worte wechselten wir. Ich ging, weil er gekommen war. Bei jenem Gartensfeste war es, daß seine Heirath eingeleitet wurde auf eine drollig-sentimentale Weise. Sein nachmaliger Schwiegervater, ein Kriegsrath Maier, hatte drei literarisch gebildete Töchter, die auch alle drei an Schriftsteller verheirathet wurden: an Spazier, Mahlmann und Jean Paul. Jean Paul hatte bei Tisch stark getrunken und legte sich nachher in einem Nebenzimmer auf ein Sopha,

*) Von diesem Abschnitt der Merkel'schen Aufzeichnungen hat sich nur die Ueberschrift erhalten. Auf den Inhalt dessen, was Merkel über Jean Paul zu sagen hatte, läßt das nachstehende, in der „Rigaischen Zeitung“ veröffentlichte Fragment aus einer Notizensammlung des Verfassers schließen.

unt seinen Kausch zu verschlummern. Die Damen vermifzten ihn und durchstreiften alle Zimmer, um ihn zu finden. Endlich sehen sie ihn schlafen, und Demoiselle Maier tritt hinzu und drückt dem Endymion einen Kuß auf den Mund. Er erwachte davon und, entzückt von dieser förmlichen Liebeserklärung, war er überzeugt, sein Glück in ihr gefunden zu haben.

Einen widrigen Eindruck hat es immer auf mich gemacht, daß Jean Paul so gern an den kleinen Höfen in Deutschland herumfchlich, wo man ihn als eine komische Person behandelte, und daß er oft um Pensionen petitionirte. Er war dann freilich überhaupt nicht delicat im Annehmen von Geschenken. In Berlin galt ein Herr von Ahlesfeld für seinen intimsten Freund, und wirklich war dieser es eigentlich, der ihn überall herumsführte und für ihn Bekanntschaften anknüpfte. Ahlesfeld war Bräutigam einer geschiedenen Gräfin Schlaberndorf, und sie hatte ihm als Braut einen schönen Pelz, in Deutschland ein seltener und theurer Puß, geschenkt. Es entstand indeß ein Zwist zwischen dem Paare, und Ahlesfeld schickte ihr den Pelz zurück. Voll Zorn bot sie ihn Jean Paul an, und — er — nahm — ihn an und stolzirte heute in dem Puze, den sein Freund gestern getragen hatte, der nun neben ihm im bloßen Ueberrocke gehen mochte.

Die Frau von Kalb in Weimar, die, nach Herrn Laube, Jean Paul heirathen wollte, nennt Herr Laube eine „schöne, bedeutende Frau von phantasievollem Schwunge“. Sie mag ehemals schön gewesen sein und damals, von ihrem Manne geschieden, auch heirathslustig. Ich fand, als Böttiger mich einmal, halb wider meinen Willen, zu ihr führte, eine dicke Frau, die nach meiner Schätzung gegen vierzig Jahr alt war,

und ihre geziert=gelehrte Unterhaltung scheuchte mich auf immer von ihr zurück.

Johannes Falk.

Wie ich Falk's Bekanntschaft auf einer Durchreise in Halle machte, habe ich bereits erzählt und ebenso, daß er während meines Aufenthaltes in Kopenhagen geheirathet hatte und nach Weimar gezogen war. Neugier, wie er hier lebe, und was er für eine Frau gewählt, trieb mich bald zu ihm. Ich fand ihn mit einem abgetragenen Flausrocke und Filzschuhen, ganz mit dem Wesen eines Handwerkers in häuslicher Bequemlichkeit, an einem hohen Pulte Boileau's und andere Satiren excerpierend, seine Frau aber war zartes Fleisch mit einem niedlichen Gesichtchen, hinter dem nicht besonders viel Verstand wohnte.

Falk war bekanntlich der Sohn eines Perrückenmachers zu Danzig, und nachdem er nothdürftig zur Schule gehalten worden, erlernte er das Handwerk seines Vaters, doch mit Widerwillen. Da er sich in der Schule durch glückliches Gedächtniß und Lebhaftigkeit des Geistes ausgezeichnet hatte, hielt er das für Beruf zum schönen Geiste und Gelehrten, und da ihn einst ein Kunde seines Vaters beim Frisiren mit kaltem Patrizierhochmuth verächtlich behandelt hatte, warf er zu Hause den Puderbeutel zur Erde und erklärte heftig und entschlossen, wenn sein Vater ihn nicht studiren lasse, wolle er Soldat werden. Das untere Militär war in dem kriegerisch geformten Preußen und besonders in der noch vor Kurzem republicanischen Handelsstadt verachtet und gehaßt. Aus erzwungenen Cantonisten und ausländischen Taugenichtsen zusammengerafft, die auch bei der

besten Ausführung als Nichtadlige nicht Officiere werden konnten, wurde die Armee schlecht bezahlt und hart behandelt, der Soldat entschloß sich leicht zu manchen Bübereien, um etwas zu gewinnen. Ich erinnere mich, daß noch 1806 zu Berlin ein Gauner- und ein Soldatenstreich für ziemlich gleichbedeutend galten. Falk's Vater machte es also aus Besorgniß möglich, dem Jünglinge einigen Privatunterricht in den alten Sprachen ertheilen und ihn dann nach Halle ziehen zu lassen.

Falk studirte sehr fleißig, hatte viel jugendliche Vorliebe für Schöngeisterei und mochte schon oft unbedeutende Verfeleien gemacht haben, als ihn gerade beim Studiren des Juvenal ein mit Fieber verbundenes Blutspeien befiel. In der fieberhaften Exaltation dieser Krankheit — ich folge hier seiner eigenen Mittheilung —, bei der er das Studium unterbrechen mußte, faßte er den Gedanken, Satyren zu dichten. Er schrieb wirklich zwei von ausgezeichnete Gelungenheit: „Die Gräber zu Rom“ und „Die Gebete“. Er sandte sie Wieland zu. Der leicht aufgeregte, gutmüthige Greis, der hier wirklich ein glänzendes Genie glaubte aufgehen zu sehen, führte sie mit ganz übertriebenen Lobeserhebungen durch den „Mercur“ beim Publicum ein. Ein Buchhändler bezahlte ein gutes Honorar. Es erschien eine zweite Auflage, und Falk hielt sich nun seines Berufes zum Satyriker gewiß. Er schloß mit dem Buchhändler einen Contract, nach dem er ihm jährlich ein satyrisches Taschenbuch liefern und dafür 600 Thaler erhalten sollte. Hierdurch glaubt er seine bürgerliche Existenz gesichert und heirathete. Glücklicher Weise besaß das Frauenzimmer, das er heirathete einige Tausend Thaler. Falk zog nun nach Weimar, um, seinem literarischen Beschützer nahe zu sein und sich den

dortigen Größen anzuschließen. Doch Herder und Goethe behandelten ihn kalt.

Sein Plan, die Satyre wie ein bürgerliches Gewerbe zu betreiben, war abenteuerlich, besonders in einem Lande, wo eine Menge souveräner Fürsten nach Belieben Cabinets-Justiz übten, sobald es ihnen beliebte; wo daher Viscow, wohl der geistreichste Satyriker, den Deutschland gehabt, im Kerker starb, Huber und Schubart ein paar beißende Einfälle durch vieljährigen Festungsarrest büßten. Aber dem armen Falk war noch ein anderes Unglück widerfahren. Mit seiner Krankheit waren auch sein Witz und sein Dichtertalent verschwunden. Ich wenigstens entfinne mich keines recht glücklichen Einfalls und keines gelungenen Gedichtes von ihm nach seiner Genesung. Statt des Witzes war ihm nur Malice und vom Dichtertalent nur die Kunst des Versmachens geblieben. So begann er denn bald die älteren Satyriker auszubeuten, und statt der großen Gegenstände, der Laster und öffentlichen Thorheiten, die der edlere Satyriker bekriegt, nach kleinen Schwächen umherzuhorchen, selbst seinen Bekannten dergleichen abzulauschen, auch wohl ihnen Fallen zu stellen, um sie lächerlich zu finden und dann auch wohl zu machen. Mir selbst, so warme Freundschaft er mir zeigte, versuchte er einige Male solche Streiche zu spielen.

Ungeachtet seiner schleichenden Schadenfreude, von der ich mich bald überzeugte, blieben wir in recht freundschaftlichem Tone, und bei einer schlimmen Verlegenheit, in die er sich durch ungeschicktes Satyrifiren gesetzt, hatte er so viel Vertrauen zu mir, daß er mich bat, ihn herauszuziehen, und ich Gutmüthigkeit genug, es zu thun und seinen Feind auch zu dem meinigen zu machen. Ich weiß nicht, was es

in meinem Charakter oder dem meiner Schriften war oder ist, was mir mehr als hundertmal von Bekannten oder Unbekannten solche Anmuthungen zuzog oder vielmehr erwarb. Falk war den Sommer vor seiner Hochzeit in Berlin gewesen, um Stoff zu seinem ersten satyrischen Taschenbuch zu suchen, hatte aber nicht viel gesammelt, theils weil die Stadt in dieser Jahreszeit nur halbes Leben hat, theils weil man ihn errieth und den Mann floh, der sich als Satyriker ankündigte; theils auch weil — ihm wirklich das Talent der Auffassung komischer Züge ziemlich fehlte. Er hatte indeß die Charité und die Veterinär-Anstalt besucht und erzählte nun in seinem Taschenbuche, die Kranken in der Ersteren würden mit Fleisch voll Würmern und faulen Fischen gespeist, die Pferde in der Letzteren aber bekämen häufig Chocolate. Die Anklage machte große Sensation, ob sie gleich sehr witzlos vorgetragen und auch für ein Taschenbuch, das durch Scherze gefallen sollte, zu ernst und unpassend war. Der bekannte Gelehrte Biester, königlicher Bibliothekar, war Hausfreund und wöchentlicher Tischfreund des auf einem glänzenden Fuß lebenden Oeconomie-Directors der Charité und glaubte sich durch sein köstliches Couvert verpflichtet, für seinen Mäcen zu kämpfen. Er galt für einen witzigen Kopf, doch gegen Falk getraute er sich nicht als solcher aufzutreten, sondern erklärte in mehreren schmähenden Artikeln in den Berliner Blättern alle Angaben Falk's für unwahr, für verleumderisch und drohte mit einem Injnrienproceß und Auftreten des Fiscals. Falk verlor den Muth und forderte nun den Prediger der Charité, Brahmer, einen jungen, sehr rechtlichen, aber talentlosen Mann auf, Zeugniß für ihn abzulegen. Der brave Mann, obgleich mit seiner ganzen Lage abhängig von dem Mächtigen,

auf den die Anschuldigung fiel, erklärte dennoch muthig Falk's Angaben für wahr, fügte sogar noch neue hinzu. Aber die Schrift des wackeren Predigers war schlecht geschrieben, und Biester fiel über alle Schwächen derselben mit dem heißendsten Hohn her und suchte die ganze Sache lächerlich zu machen. Jetzt wandte sich Falk in einem fast angstvollen Briefe an mich nach Hamburg, wo ich damals war, schickte mir sein Taschenbuch, Biester's und Prahmer's Aufsätze und forderte meinen Beistand. Das war eigentlich ein sonderbares Ansinnen. Auch schrieb ich Falk, er mache es, wie man vom Hirsche erzählt, der, wenn ihn die Jagd zu nahe bedrängt, einen Kameraden aus dem Lager treibt, statt seiner die Flucht fortzusetzen. Den bissigen Kläffer, der ihn verfolgte, wollte ich indeß wohl „auf die Hörner nehmen“.

Ich war noch nie in Berlin gewesen; ich hatte selbst den Namen der Charité eigentlich erst aus diesen Schriften kennen gelernt, und der Gegner, den ich auf mich ziehen wollte, zeigte schon in den vorliegenden Aufsätzen ganz den giftigen Charakter, um dessen willen wichtige Damen zu Berlin ihn, wie ich dort erfuhr, nicht Biester, sondern den Dr. „Beißler“ zu nennen pflegten. Mußte ich nicht bei meiner Unkenntniß des Gegenstandes Blößen geben, und wie würde er sie benutzen!

Wer eine Bedenklichkeit, vor der er steht, mit unbefangenen Nachdenken fest ins Auge faßt, findet meistentheils einen Ausweg, sie zu umgehen. Auch ich fand ihn, und zwar darin, durchaus nicht mehr zu thun, als ich als Unbetheiligter an der Sache selbst ohne Widerspruch thun konnte, das aber mit aller Kraft. Ich habe den Aufsatz nicht mehr, aber ich glaube mich seines Inhalts genau zu erinnern. In einer

kurzen Einleitung, worin ich daran erinnerte, daß die Opfer, die der Staat bringe, zur Erleichterung des Glends seiner leidenden Bürger bestimmt seien, berichtete ich kalt und einfach über den Inhalt der Angaben Falk's und Prahmer's, ohne sie für wahr zu erklären; dann aber ebenso kalt, aber unwillkürlich mit Bitterkeit über Biefter's Entgegnungen, indem ich auseinandersetzte, daß sie bloße Ablehnung, keine Widerlegung enthielten, und schloß mit der Frage, ob Herr Biefter als Menschenfreund, als patriotischer Staatsbürger, ja, schon als redlicher Mann, es nicht zeitlebens mit Schamröthe bereuen würde, wenn seine grundlosen, giftigen Invectiven bewirkten, daß die Verwaltung der Charité nicht officiell untersucht, also den gerügten, empörenden Uebelständen, falls sie existirten, auch nicht abgeholfen würde? — Ich sandte den Aufsatz dem Kammerherrn von Hennings für den „Genius der Zeit“.

Mehrere Monate hörte ich nichts über die Angelegenheit, denn Biefter — schwieg. Als ich indessen im folgenden Frühlinge nach Berlin gegangen war, fand sich bald nach meiner Ankunft der Prediger Prahmer bei mir ein, dankte mir sehr warm für meine Verwendung und meldete mir, daß die Untersuchung, die ich als nothwendig aufgestellt, wirklich angestellt worden. Ueber das Resultat derselben verlautete nichts öffentlich, aber die gerügten Mißbräuche und andere, die sich gezeigt, wären und würden abgeschafft. Nur für sich selbst hatte der brave Mann noch Besorgnisse, da er in seiner ärmlichen Stellung sehr abhängig war von dem Director der Anstalt. In der That wurde er bald nachher aus ihr entfernt, aber nur indem man ihm eine Pfarre außerhalb Berlins gab. Auch Falk schrieb mir Ende Februar für meine Verwendung im December einen

Dankfagungsbrief, zu dem er offenbar nur durch neue Ansprüche bewogen wurde, die er auf meine Gefälligkeit machen wollte. Falk gehörte zu den schwachen, unedlen, dünkeltvollen Charakteren, die leicht hochmüthig werden, wenn es ihnen wohl geht, und die, wenn man ihnen einen Dienst leistet, darin nicht einen Anlaß zur Dankbarkeit sehen, sondern eine Anerkennung ihrer Superiorität. Eine solche glaubte er wirklich über mich zu haben, aber seine Meinung wurde sehr bald gestört.

Er setzte seinen Almanach 1799 und 1800 fort, ohne viel Anderes als Indignation zu erregen. Der Absatz stockte, der Verleger wollte nicht mehr ein bedeutendes Honorar bezahlen; für 1801 glaubte Falk etwas recht Auszeichnendes, etwas recht Kräftiges zu liefern. Er wählte dazu vorzüglich Peter Pindar's sehr witzige, aber sehr ekelhafte — Lausiade, die noch dazu für Deutsche alles Pikante der Personalsatyre des boshaften Originals ermangeln mußte. Freilich hatte Falk dies durch Ausfälle auf deutsche Schriftsteller zu ersetzen gesucht und recht fließende Verse gemacht; aber die politische Satyre, die in England großen Eindruck gemacht hatte, war für das gegen die Politik sehr gleichgültige Publicum und blieb in Falk's Bearbeitung immer nur ein — Pasquill über einen ekelhaften Gegenstand. Vorzüglich trug ein karikirender Kupferstich, den er einem Originalartikel, der neue Jahrmarkt zu Plunderzweikern, beigelegt hatte, den pasquillischen Charakter. Er enthielt eine Menge, zum Theil nicht übel gedachter Gruppen; aber im Vordergrunde trug eine hohe weibliche Figur in ihrem Strickkorbe einen kleinen Buckligen, den seine Kleidung als Geistlichen bezeichnete, und aus dessen Tasche ein Buch herausah mit dem Titel: „Reden über die Religion“.

So hieß eine Schrift von Schleiermacher, der bekanntlich verwachsen und klein war. Die colossale weibliche Figur, von der eine Linie zu der Unterschrift „Judentweiber“ führte, bedeutete die Gattin des jüdischen Arztes Marcus Herz, die wirklich ihren jüdisch schönen und geistvollen Kopf auf einem sehr hohen Körper trug. Falk war in ihrem Hause, sagte man, recht gut aufgenommen worden und hatte dort bemerkt, daß Schleiermacher in demselben sehr bekannt war, aber auch eine Aenßernng der Frau erlauscht, die ihm mißfiel. Die Perfidie und die Gemeinheit seines Angriffes empörte mich, obgleich ich mit den Verletzten in keiner Verbindung stand. Daher, nachdem ich im zehnten meiner „Briefe an ein Frauenzimmer“ unbefangen so viel Gutes, als sich von dem Taschenbuche allenfalls sagen ließ, gesagt, schloß ich in Beziehung auf jene Gruppe: „Ich bitte Falk, um seiner Ehre willen, den erniedrigenden Verdacht von sich abzuwälzen, als habe er wegen irgend eines Privatnrtheils über ihn eine hochachtungswürdige Frau öffentlich dem Hohngelächter preisgeben wollen; — das höre auf, Satyre zu sein; das wäre Pasquill; — oder er habe sich so weit herabwürdigen können, über die Mißgestalt eines Menschen zu spotten. Die schiefen Köpfe seien ihm preisgegeben: sie treiben Unfug; aber die schiefen Rücken zu verhöhnern, überlasse er der lieben Jugend. Das Unglück, sagt ein ehrwürdiger Sittenspruch, das Unglück ist heilig. — Kann Falk sich rechtfertigen, so wird er für meine Aufforderung Dank wissen. Wo nicht — ich schähe ihn zu sehr, um den harten Namen herzusetzen, den man seinem Verfahren geben müßte.“

Er schwieg, aber schimpfte gelegentlich auf mich. Unser Verhältnis war aufgelöst, ohne daß ich es bedauerte. So

viel ich mich erinnere, war dies Taschenbuch sein letztes. Er versuchte sich in mancher anderen Weise, unter Anderem auch als Kritiker in einer Zeitung, die er „Elysium und Tartarus“ nannte, in der er alle Schriftsteller, die er lobte, ins Elysium versetzte und die Getadelten in den Tartarus. Diese dünnkelvolle Platttheit wurde vom Publicum gar nicht beachtet. — Im Jahre 1807 leistete er bei Gelegenheit der französischen Invasion den Einwohnern Weimars als Unterhändler dankenswerthe Dienste, und als er seine vier Kinder verloren hatte, stiftete er eine Besserungsanstalt für Straßebuben, die Gutes bewirkt haben soll. Er hätte nicht aus der bürgerlichen Sphäre heraustreten sollen.

Dritter Abschnitt.

Berlin in den Jahren 1805 und 1806.

Während des Jahres 1805 herrschte im ganzen preußischen Staate der lebendigste Enthusiasmus. Der schändliche Druck, unter welchem schon ein großer Theil Deutschlands ächzte, und der dem übrigen dasselbe Loos androhte; die Insolenz, mit welcher die französischen Beamten und Generale die preußischen in Westphalen und an der Grenze behandelten oder doch zu behandeln versuchten; die scham- und maßlose Insolenz der officiellen und nicht officiellen Zeitungen in Paris gegen Deutschland, seine Fürsten und Völker; zuletzt noch der höhrende, verachtungsvolle Durchmarsch ohne Anfrage, den das französische Heer zuerst durch Hessen, das ein Viertel Preußens war, dann durch die preußischen Provinzen Ansbach und Baireuth gemacht, hatten alle Gemüther empört. Der persönliche Freundschaftsbund zwischen Kaiser Alexander und dem Könige erweckte die lebendigsten Hoffnungen, und als nun die preußische Armee wirklich mobil gemacht wurde, flammte freudige Hoffnung in allen Ständen auf. Die einzelnen Provinzen erboten sich zu unentgeltlichen Lieferungen von so hohem Belange, daß der väterliche Sinn des Monarchen sie zum Theil ablehnte. Beurlaubte Soldaten strömten, ohne den

Termin der Zurückberufung zu erwarten, zu ihren Fahnen, ja, ein Unterofficier von einem in Königsberg in Preußen stehenden Regimente, der auf drei Monate beurlaubt worden, um am Rhein eine für ihn wichtige Erbschaft zu ordnen, ließ diese im Stich, als die ersten französischen Truppen sich Norddeutschland näherten, nahm nur das nöthige Reisegeld davon und eilte nach Königsberg. Auch in den Städten, vorzüglich in Berlin, brach frohe Begeisterung auf jede Weise aus, vorzüglich vor der Bühne. Nur die französische Colonie machte ernste Gesichter, und die jüdische lauschte und flüsterte noch: nicht Beweis von Verrath, sondern von Fremdheit mit dem Staatsinteresse. Um diese Zeit verfaßte auch ein Officier den Festgesang: „Heil unserm König, Heil!“, der immer noch gesungen wird. Er erschien zuerst in meinem Freimüthigen. Da alle publicistischen Stimmen in Deutschland verstummten, glaubte ich, da meine Stimme in Norddeutschland die geltendste war, eintreten zu müssen. Ich erklärte, der Freimüthige solle künftig auch politischen Aufsätzen gewidmet sein, und erhielt sogleich mehrere dergleichen, zuerst von Böttiger in Dresden. Ich selbst machte mir es zum Geschäfte, die Rodomontaden und Impertinenzen des Journal de l'Empire, des Journal de Paris etc. zurückzuweisen und zu persifliren. Um aber nicht nur durch gelegentliche Entgegnung, sondern in offenem Kampf der niedrigen Anmaßung des französischen Cabinets und dem Halloh seiner publicistischen Schreier ihr Recht widerfahren lassen zu können, machte ich den Plan zu einem Blatte, das ausschließlich diese Bestimmung haben und unter dem Titel „Der Zuschauer“ erscheinen sollte. Ich lud Johannes von Müller ein, sich mit mir dazu zu verbinden, nicht weil ich etwas Populäres und überhaupt zu meinem Zwecke recht

Taugliches von ihm erwartete, sondern weil er in den Hof- und Gelehrten-Zirkeln viel galt, und Viele, die meine Feinde waren, sich seinem berühmten Namen angeschlossen hätten. Er schlug ein, und ich legte nun den Plan dem Cabinet vor mit der Bitte, mich bei der Ausführung durch Nachrichten und Weisungen zu unterstützen. Hierauf antwortete Cabinetrath Behme:

„Potsdam, 20. November 1805.

Sowohl der Zweck, den Ew. Wohlgeboren bei Ihrer neuen Zeitschrift sich vorgesetzt haben, als der dazu entworfene Plan verdienen den Beifall eines jeden Patrioten. Ihre eigenen Talente und die Talente Ihrer Mitarbeiter lassen etwas nicht Gemeines hoffen. Darum danke ich Ihnen nicht allein für meine Person, sondern ich kann Ihnen auch die Versicherung von dem Beifall Sr. Majestät des Königs geben; so daß Sie sich bei der Ausführung des Beistandes der Regierung versichert halten dürfen. Wenn die Ausführung, wie ich nicht zweifle, der Erwartung entspricht, so wird die Regierung Ihnen auch gern thätige Beweise ihres Beifalls geben, und ich werde mir es zur angenehmsten Pflicht machen, Ihnen auf alle Weise dankbar und nützlich zu sein. Zwar kann die preussische Regierung es mehr als irgend eine andere entbehren, die öffentliche Meinung durch öffentliche Blätter zu stimmen, weil ihr ganzes Thun in einer Reihe von Maßregeln nach einer unverrückten, weisen Maxime laut und wahr genug zu ihren Unterthanen spricht. Aber in einer Periode, wie die jetzige, wo die Entschlossenheit der Regierung durch ungewöhnliche Anstrengung der Unterthanen

unterstützt werden muß, kann eine solche Zeitschrift dazu dienen, den Enthusiasmus zu beleben und zu erhalten, vorzüglich aber dem Auslande zu beweisen, daß, wer den König angreift, es mit der ganzen Macht der Unterthanen zu thun bekommt. Schon haben die Unterthanen dem Könige sehr sprechende und rührende Beweise davon gegeben. Es liegt in dem Charakter unserer Regierung nicht, viel zu sprechen, sondern zu handeln. Aber die Unterthanen erkennen aus den Handlungen der Regierung ihre Absicht oder errathen solche vielmehr. Der König rüstet seine Armee und läßt solche zum Schutze seines Reiches ausrücken, während er rastlos daran arbeitet, den allgemeinen Frieden in Europa herzustellen, und darin den Frieden für sein eigenes Reich und zugleich Geugthuung, die schönste, die sich denken läßt, für widerfahrenes Unrecht zu suchen. Wir haben noch keinen Krieg, noch keinen erklärten Feind, und die Schritte der Regierung sind so wenig mit Glanz umstrahlt, daß sie überall, außer in den preußischen Staaten, eher das Gegentheil als die Aeußerungen des Patriotismus zu wecken geeignet schienen. Dennoch haben die Stände in den Marken, in Pommern und in Magdeburg bei der ersten Nachricht von der Ausrüstung der Armee, sogleich ohne alle Veranlassung beschlossen, das zur Verpflegung der Armee erforderliche Getreide und Mehl dem Könige unentgeltlich zu liefern. Bürger und Bauern und alle Classen von Unterthanen haben sich an die Stände eng angeschlossen und dadurch den übrigen Provinzen das Beispiel gegeben, so daß die Provinzen mit einander wetteifern, die Lasten der Ausrüstung der Armee zu tragen. Die ganze Reinheit dieses edeln Wettstreites äußerte sich darin, daß keine ihr patriotisches

Opfer zuerst darbringen, sondern alle gemeinschaftlich es dem Könige zu Füßen legen wollten. Jede aber ging in ihren Anstrengungen weiter, als es das Bedürfniß erforderte und als ihre Kräfte es verstatteten. So hatte die Kurmark allein dem Könige ein Geschenk von 10 000 Wispel Roggen notirt. Und dies Alles geschah in einem Jahre, wo man nur eben, durch die größten Aufopferungen der Regierung, einer Hungerstoth entgangen war, so daß der König ins Mittel treten, das Opfer sich verbitten und, damit keine Provinz über ihre Kräfte angestrengt würde, die Lieferungen für angemessene Mittelpreise verhältnißmäßig auf das ganze Land vertheilen mußte. Wo hat man je ein so schönes Einverständnis zwischen Herrn und Volk gesehen? Wo anders als in Preußen kann man so etwas erwarten? In Preußen allein, dessen Völker den siebenjährigen Kampf gegen ganz Europa ruhmvoll bestanden und nicht verzweifelten, als die Hauptstadt zweimal in die Hände der Feinde gerieth, als, nach den unglücklichen Schlachten bei Collin und Kunersdorf, fast alle Provinzen vom Feinde überwältigt waren, und der Staat nur in den Lagern der zusammengeschmolzenen Heere des großen und einzigen Königs zu suchen war.

„Lange habe ich angestanden, ob ich auch nur einmal diese Thatsache bekannt werden lassen sollte. Der Gedanke, daß das Verschweigen derselben eine Ungerechtigkeit gegen die heldenmüthige Nation, sein würde, wozu Ew. Wohlgeboren Plan mir Veranlassung gab, siegte endlich, und ich bitte Sie daher, den Vorgang ohne alle Schminke, die ihn nur entstellen würde, im „Freimüthigen“ zu erzählen und hiernächst in die Zeitungen übergehen zu lassen. Ich komme in einigen Tagen nach Berlin, und da soll es mir

sehr angenehm sein, mit Ihnen über Ihren Plan mehr zu sprechen.

21. November 1805.

Behme.

N. S. Ich komme heute schon nach Berlin und werde mich freuen, wenn Ew. Wohlgeboren mich morgen gegen 1 Uhr besuchen wollen.“

Dieser Brief, so sehr er meinen Plan begünstigte, machte einen trüben Eindruck auf mich. Von Behme hatte ich größere, umfassendere Ansichten und Ideen erwartet, — wenn er einmal für gut fand, sich umständlicher gegen mich zu erklären. Dieses Troßen auf die Theilnahme des Volkes an dem Könige durch dargebrachte Getreide-Massen, von Seiten des Adels bewiesen, beklemmte mir die Brust. Mir schien, hier hätte nur die Rede davon sein sollen, daß das Volk sein eigenes Wohl, nicht durch 10 000 Wispel Roggen, sondern durch Bereitwilligkeit und Vorbereitung zum Mitkämpfen vertheidigen werde. Doch man scheute noch die Vorstellung von Wehrhaftigkeit des Volkes. Erst Spaniens und Rußlands Beispiel ermuthigte dazu. Endlich die abgebrauchte Parade mit dem siebenjährigen Kriege. Sie war längst zur Floskel geworden, die nichts wirkte, und jetzt, da es darauf ankam, die deutschen Völker zu gewinnen, sie für das gemeinschaftliche Interesse zu vereinigen, hätte jener Krieg gar nicht genannt werden sollen. Denn gegen wen war er eigentlich geführt worden, als gegen das übrige Deutschland?

Ich ging am folgenden Tage zu Behme; es wurden noch einige Abreden genommen, und die Ankündigung des Blattes zum Anfang des Jahres erfolgte. Bald nachher

fiel die unglücklichste der Schlachten für Deutschland, die bei Ansterlitz, vor. — Ich besuchte Beyme wieder, um zu fragen, ob nach diesem Ereignisse die Erscheinung des Blattes nicht beschleunigt werden solle? „Wenn Sie jetzt noch den Muth haben, es zu schreiben,“ sagte er fragend. — „Jetzt gerade scheint es mir am nothwendigsten, da die Hauptrolle des Handelns an Preußen gekommen ist.“ — „Nicht doch! Unsere Truppen sind auf dem Rückmarsche.“ — „Ohne Ansbach und Baireuth wieder genommen zu haben?“ — „Man unterhandelt darüber. Haugwitz ist in Wien.“ — „Haugwitz!“ wiederholte ich bang und faltete die Hände unwillkürlich. Beyme bemerkte es und sagte: „Haugwitz ist ein sehr gewandter Unterhändler und hat bestimmte Instruktionen.“ (Von Lombard! dachte ich seufzend.) „Und wen hätten wir sonst schicken können?“ Ich war im Begriff, Hardenberg's Namen auszusprechen, aber mir fiel ein, daß — durch Lombard's Ränke, sagte das Publicum — Beyme und Hardenberg Todfeinde waren. — Das Erscheinen des Blattes wurde bis zu Ende Februar verschoben und sodann ganz aufgegeben.

Daß die Befürchtungen des Publicums, das heißt, des Theils desselben, mit dem ich lebte, — daß diese Befürchtungen gegründet gewesen, bewies der Erfolg sehr schnell. Das Vertrauen des hochgesinnten, edeln Monarchen wurde aufs vollkommenste getäuscht, und das Unglück des folgenden Jahres planmäßig eingeleitet. Haugwitz schloß einen Tractat, der den höchsten Unwillen des Königs erregte, der sich aber den Umständen nach nicht mehr umstoßen ließ, da der Frieden in Preßburg zu Stande gekommen war. Preußen wurde durch das ihm aufgedrungene Hannover mit England veruneinigt, und das Mißtrauen gegen seine Politik, das

heißt Lombard's Ränke, erhöht. Das Heer kehrte nmuthig zurück und zeigte sogar Spuren von Indisciplin bei dem unverdienten Spott des Volkes über seine erzwungene Unthätigkeit. Der Enthusiasmus war bald so ganz erloschen bei allen Ständen, daß, als sie im folgenden Jahre aufgefördert wurden, Winterkleider fürs Heer zu liefern, es strenger Verordnungen dazu bedurfte, und die Lieferung doch sehr saumselig geschah. Ja, auch diese Stimmung schien die Partei des Verderbens durch eigene Maßregeln zu befördern.

Eines der arglistigsten Mittel, das Bonaparte damals ergriff, war, daß er die Juden in Deutschland an sich zog, die durch ihren Reichthum an den meisten Orten und ihre Einmischung in die politischen Geschäfte und Verhältnisse ihm jedes Geheimniß verrathen und die Maßregeln der einzelnen Regierungen lähmen konnten. Der Bischof Gregoire, ein redlicher, wohlmeinender Mann und ein vorzüglicher Gelehrter, aber ein leicht zu bethörender Geist, hatte ein Buch zu Gunsten der Juden geschrieben, das diese mit Enthusiasmus lasen. Ihn also schickte Napoleon im Sommer 1805 nach Norddeutschland ab, um Verbindungen anzuknüpfen. Der Vorwand dieser Reise war, Gregoire solle die Schuleinrichtungen und Erziehungsanstalten Deutschlands kennen lernen. Das erfreute dann die deutschen Schulmänner gar sehr; aber der *Freimüthige* (1806. Nr. 185) bewies durch ein Billet von Gregoire's Hand, daß der Herr Senatnr sich um die Schulen wenig oder gar nicht bekümmerte, es sogar ablehnte, die Schule der jüdischen Colonie in Berlin zu besuchen. Was wollte er denn in Deutschland? Dasselbe Blatt führt das Geständniß des angesehensten Mitgliedes der Colonie an, Gregoire wolle

„die Lage der jüdischen Gemeinden“ kennen lernen; das heißt, den Einfluß der Eltern, nicht den Unterricht der Kinder.

Am längsten, einige Wochen, hielt er sich zu Braunschweig auf, bei dem Rabbi und — Hofagenten Israel Jacobsohn. Dieser hatte in letzter Qualität, da alle Gelder des Herzogs, der Regierung und großentheils des ganzen Herzogthums durch seine Hände gingen, ungeheuren Reichthum erworben und wandte ihn mit viel Klugheit und Wohlmeinen zum Besten seines Volkes an. Man behauptete, seine Verwendung, das heißt sein Geld, habe die Juden in mehreren deutschen Staaten von dem schmählischen Leibzoll befreit. In Seesen, einem kleinen braunschweigischen Orte, stiftete er eine Schule für die jüdische Jugend, in die aber — auch Christenkinder aufgenommen werden sollten. Eifrig lud Jacobsohn christliche Gelehrte ein, ihre Einrichtung zu prüfen und durch kluge Rathschläge zu verbessern. Bei diesem, wie gesagt, hielt Gregoire sich einige Wochen auf und kehrte dann nach Paris zurück. Die Früchte dieser Reise zeigten sich bald. Von dem Reichthum und dem Einflusse der Juden in Norddeutschland unterrichtet, berief Napoleon einen Sanhedrin, der ihre Verfassung und ihre Verhältnisse als Nation erwägen und Vorschläge zu deren Verbesserung machen sollte. Die Juden in den Provinzen von Frankreich wurden darüber besorgt. Sie fürchteten, der Convent werde ihnen Abänderungen ihrer Religion nach den politischen Absichten Napoleon's aufdringen, ihre Söhne würden zur Conscription gezogen werden und so weiter, in Deutschland aber wirkte die Maßregel sehr aufregend. Dies war offenbar ihr Zweck, und ihn zu befördern, ließ Jacobsohn Napoleon eine Bittschrift überreichen, des Inhalts:

„Um die deutschen Juden glücklich zu machen, müsse
 „ein souveräner jüdischer Rath, mit einem Patriarchen
 „an der Spitze, in Frankreich niedergesetzt werden; müsse
 „die ganze jüdische Gemeinde (communauté, hier so viel als
 „Nation) in Districte eingetheilt werden, von denen jeder
 „seinen eigenen Synod besäße, der unter Aufsicht der
 „französischen Regierung und des souveränen
 „jüdischen Rathes in allen gottesdienstlichen Angelegen-
 „heiten entscheide und die Rabbiner ernenne; müsse der
 „souveräne Rath (in Frankreich) die Gewalt
 „haben, jedem Juden die nöthige Autorisation (les dis-
 „penses) zu ertheilen, um in allen Ländern die
 „Bürgerpflichten zu erfüllen“, folglich die Bürger-
 rechte zu genießen. (Der Freimüthige Nr. 164, nach dem
 Journal de Paris vom 5. August.)

Diese Bittschrift wurde französisch und deutsch gedruckt und in vielen tausend Exemplaren gratis vertheilt, und der Hof- und Kammer-Agent, der für die — freilich im Ganzen gerechte — Sache seines Volkes diesen für Deutschland hochverrätherischen Plan ausgebrütet hatte und ihn so frech unter Napoleon's Autorität bekannt machte, blieb Hofagent und in der nächsten Umgebung eines regierenden Fürsten, der anti-französischen Partei, des designirten Oberfeldherrn des preußischen Heeres, für den schon entscheidend festgesetzten Krieg!

Man überdenke, was die Ausführung dieses Planes zuerst in Nord-Deutschland, allmählig aber auch in allen andern Ländern gestiftet hätte. Einen jüdischen Staat in jedem christlichen Staate, und das Oberhaupt des Intestinal-Staates wäre der Beherrscher Frankreichs gewesen; ein förmliches Seitenstück zu dem, was einst die katholische

Geistlichkeit mit ihrem Oberhaupte zu Rom war, und gewiß mit noch verderblicheren Folgen. Es wäre die erste gesetzliche Grundlage zur Anerkennung der französischen Universal-Monarchie gewesen.

Glücklicher Weise wohl hielt sich Napoleon dieser nach der Schlacht bei Jena durch seine Unbesiegbarkeit zu sicher, als daß er die Juden dazu anzuwenden brauchte. So versammelte sich zwar der Judeuconvent und wurde mit Feierlichkeit eröffnet, ließ auch seine Verhandlungen drucken, die denn ein jüdischer Buchhändler zu Hamburg, Brau, eiligst in deutscher Uebersetzung verbreitete, aber nach der Besiegung Preußens wurde der Convent, nach unendlichem Gezänke der Glieder, auseinandergeschickt, und Napoleon begnügte sich, aus eigener Machtvollkommenheit für und über die Juden zu decretiren, was er seinen Plänen zuträglich fand.

In fast ganz Deutschland regte sich dagegen unerwartet eine Stimmung, die ihm bedenklich sein mochte. Man weiß, wie gesagt, ein Volkskrieg war ihm furchtbar. Das erste öffentliche Symptom, daß ein solcher durch die allgemeine Stimmung sich bilden könne, war die Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“, die der Buchhändler Palm zu Nürnberg drucken ließ. Er wurde auf Napoleon's Befehl erschossen, aber das bewirkte, wie dergleichen pflegt, nicht Furcht, sondern Erbitterung. Jetzt begriff Jedermann, wie wahr jene Schrift gesprochen. In der Septemhernummer der „Minerva“ von Archenholz erschien ein rührender Bericht über Palm's Benehmen und Tod, der im mehr verbreiteten Freimüthigen wiederholt wurde. Dieser Bericht war aus München selbst eingesandt worden, trotz dem Vasallenverhältniß, in welchem Baiern zu Frankreich stand. Er erzählte, die Stadt Nürnberg habe ihrem Bürger Palm bei seiner Abführung einen

Consulenten zur juristischen Vertheidigung mitgegeben, den das Blutgericht indeß gar nicht zugelassen. Noch auf dem Richtplazze habe man Palm Begnadigung angeboten, wenn er den Verfasser der Schrift nenne, aber er habe „heldenmüthig“ den Tod dem Verrathe vorgezogen. Die Schüsse der Soldaten hätten ihn nicht getödtet; er habe noch lange im Todeskampf gelitten, bis ihm ein mitleidiger Soldat sein Gewehr vor der Stirne losgebrannt „und so die Leiden dieses edlen Opfers deutschen Patriotismus geendigt habe.“ So wagte man schon in München zu schreiben und in Hamburg zu drucken; aber der Bericht erzählte noch Merkwürdigeres. Die Franzosen hatten angefangen, in mehreren süddeutschen Städten Männer zu verhaften, die eine patriotische Schrift gelesen und weitergegeben hatten, — und Fürsten des Rheinbundes hatten sich dem widersezt. Davoust hatte einen Bürger zu Heilbronn mit Gewalt aus dem bürgerlichen Gewahrsam reißen und nach Braunau schleppen lassen, doch der König von Würtemberg hatte darüber an Berthier einen so starksprechenden Brief geschrieben, daß dieser für gut fand, ihm seinen Unterthanen auszuliefern. Zwei Andere ließ der König den Händen der Franzosen entreißen und zu ihrer Sicherheit auf die Festung Hohenasperg bringen. Als zu Würzburg der französische Gesandte die Auslieferung des Buchhändlers Stahel forderte, sandte der damalige Kurfürst von Würzburg, ein österreichischer Prinz, den Präsidenten seiner Regierung zu dem Bedrohten, ließ ihm seine Gefahr melden, aber zugleich Muth einsprechen und ihn auffordern, sich mit dem Präsidenten in die Versammlung der Regierung zu begeben. „Wir wollen doch sehen,“ hatte der Erzherzog-Kurfürst gesagt, „ob man ihn aus unserer Mitte fortführen wird.“ Das wagten die Franzosen wirklich nicht: die Schergen

zogen mit leeren Händen ab, und Stahel war gerettet. — Jener Bericht aus Süddeutschland schließt so: „Den Deutschen wird es einleuchtend sein, daß wir wirklich dahin gekommen sind, als Rebellen erschossen zu werden, wenn wir zur Rettung für unser gemeinsames Vaterland die Stimme erheben und unsern Schmerz in Schriften ausweinen. Welch' eine Aussicht, wenn das so fortgehen sollte! Sodann dürfte ein jeder Preuße, Hesse, Sachse, kurz ein jeder Deutsche, der mit dem Schwerte in der Hand sein Vaterland vertheidigen wird, als Rebell schmähslich hingerichtet werden.“

Im Jahre 1806, sobald in Deutschland der Krieg zwischen Preußen und Frankreich unausbleiblich schien, erwachte jener Gedanke um so lebhafter, da man Preußen längst für die letzte Schutzwehr der Existenz Deutschlands ansah und seiner Unentschlossenheit die Uebel zuschrieb, die dieses erlitt; aber zugleich vollkommen begriff, daß Preußens Macht der Napoleon's, wenigstens auf die Dauer, nicht gewachsen war. Diesmal boten die preußischen Provinzen nicht ihren Kornvorrath dar, sondern mehrere derselben fragten um Erlaubniß an, neue Regimente auf ihre Kosten errichten und die Einwohner der Grafschaft Mark, Wesel, überrumpeln zu dürfen. In Schlesien erklärten mehrere noch dazu kleine Städte, Grüneberg, Sagan, Sprottan, bei dem Ausmarsch ihrer Garnisonen den Soldaten, sie bei ihrer Rückkehr belohnen und ihre Wittwen und Waisen versorgen zu wollen, wozu auch sogleich Subscriptionen eröffnet wurden. In Sachsen selbst, bei dessen Einwohnern gegen Preußen seit dem siebenjährigen Kriege nachbarliche Abneigung herrschte, zeigten sich in diesem Jahre bei dem Militär dieselben Zeichen

patriotischer Kriegslust, wie voriges Jahr im preußischen Heere. Ein Artikel aus Leipzig vom Ende September sagte: „Auch in unserem Lande ist der Enthusiasmus, für Heimath und Sicherheit zu kämpfen, heilig und allgemein. — Es glüht ein schönes Feuer in dem Herzen der deutschen Völker, — nur daß so viel geschehen mußte, es zu wecken! Der Muth des Militärs ist unbeschränkt, und unser Heer wird zeigen, daß die Sachsen nicht aufgehört haben, Deutsche zu sein und ihr Vaterland zu lieben. Nur einige Züge lassen Sie sich erzählen! Zwölf Gemeine aus dem Erzgebirge stellten sich unaufgefordert von ihrem Urlaub beim Regimente ein mit der Aeußerung, sie hätten gehört, daß es ins Feld und gegen die Franzosen ginge, und wollten deshalb nicht die Letzten sein. — Die Officiere von dem Bataillon, das hier zurückbleiben soll, haben sich an den Kurfürsten gewandt: Sie würden es für eine Gnade halten, wenn er ihnen erlaubte, an diesem so ehrenvollen Feldzuge Theil zu nehmen. — Warum ist das kein Krieg der ganzen Nation, und Jeder, selbst die Vornehmsten, nähmen Theil und ließen Alles zurück, um ein Kleinod zu erringen, bei dessen Verlust wir und Alles, was uns theuer ist, gefährdet werden.“

Eine andere Nachricht von dort meldete, daß viele Studenten die Universität verließen, um sich als Freiwillige dem Heere anzuschließen. Einen schönen Beweis von dem tiefen und feurigen Gefühl, das die Jünglinge jener Zeit erfüllte, gibt ein patriotisches Gedicht, das mir der mit so großem und vielseitigem Rechte berühmte Gelehrte Hofrath Fr. Thiersch, auch damals in Leipzig Student, zusandte mit einem Briefe, in dem er Abschied nahm, weil

auch er fürs Vaterland zu kämpfen ginge. Hermann's Geist wird darin getröstet:

Schon tönt der Botschaft frohe Verkündigung:
 Dein Volk erhebt sich, schreitet mit Heeresmacht
 Einher, es zeucht der Enkel Friedrich's
 Zürnend voran, und in Myriaden
 Stehn kampfsentzündet über dem Vaterland
 Zahllos der Heerschaar Helden; es glüht die Brust,
 Hinweg der Heimath Schmerz zu tilgen,
 Niederzuschmettern den Hohn des Fremdlings u.

 Wohl auf! Die Rache waltet im Schlachtenruf,
 Und hingesunken flehet mit stiller Angst
 Euch Euer Volk: Kämpft um der Rettung
 Köstlichen Preis und erlöst die Heimath.*)

Das Angeführte reicht hin, zu zeigen, daß die heroischen Gefühle, welche die deutschen Völker in den Jahren 1813 und 1814 so herrlich entwickelten, auch 1806 schon erwacht waren und nur der Ermunterung und Benutzung bedurften, um Napoleon's Siege zu erschweren oder fruchtlos zu machen.

Als Kern einer allgemeinen Volksbewaffnung hätte das preußische Heer eine Furchtbarkeit haben müssen, die Napoleon wahrscheinlich abgehalten hätte, auch nach einem Siege weit und ungestüm vorzudringen. Die russischen Hilfshere hätten ihn noch in Deutschland gefunden, und wie hätte ihre Unterstützung einen Volkskrieg furchtbar machen können!

*) Leider war der Tag, an dem dies Gedicht im „Freimüthigen“ erschien, derselbe, an dem die Schlacht bei Jena verloren wurde.

Warum jene Stimmung nicht benutzt wurde? Mir scheint es, der Gedanke, die Völker selbst wehrhaft zu sehen, hatte für Minister und Generale etwas sehr Schreckendes. Die Ersteren konnten ihn nicht von dem einer Revolution trennen, und die Anderen sahen darin eine begonnene Vernichtung der Vorzüge, deren das Militär vor den unbewehrten Bürgerclassen genoß. Jener weise Plan der allgemeinen militärischen Dienstpflichtigkeit aller Stände, wodurch jeder Kampffähige in der Nation eigentlich dem Heere einverleibt wird, ohne daß dieses an Geltung verlöre, konnte für Deutschland erst durch die späteren Ereignisse reifen. Immer waren indeß die Wünsche des Jahres 1806 eine fruchtbare Vorbereitung der Thaten von 1813. Die meisten Heldenjünglinge dieses Jahres konnten in jenem freilich wenig mehr als Knaben sein, aber auch so hatten sie doch schon warme Empfänglichkeit für die Idee der Vertheidigung des Vaterlandes durch die Anstrengung jedes seiner Bürger und reisten mit ihr heran, den Bemühungen des Tugendbundes für dieselbe Idee entgegen.

Es ist mir sehr theuer zu stehen gekommen, aber es erfreut mich noch, daß mein „Freimüthiger“ — mein „Freimüthiger“, denn seit ich im Herbst 1803 eingewilligt hatte, meine Zeitschrift „Ernst und Scherz“ mit dem Freimüthigen zu verbinden, hatte ich auch die ganze Redaction des Doppel-Blattes an mich genommen, und sie trug bis zum October 1806 meinen Charakter, daß mein „Freimüthiger“ die Haupt- und nach Palm's Ermordung die einzige Quelle war, aus der jener Gedanke und die Ermuthigung, gegen den Druck der französischen Herrschsucht aufzustehen, mit jedem Posttage in neuer Gestalt verbreitet wurde. Dies Blatt, das damals Beiträge lieferte von

A. v. Humboldt, J. v. Müller, Böttiger und beinahe von Allen in Deutschland, Ungarn, Dänemark, Holland und Livland, die gelehrten oder sonst literarischen Ruf besaßen, genoß einer Verbreitung und eines Einflusses, wie kein anderes. In Amsterdam wurde eine Zeitlang jede Nummer desselben gleich nach der Ankunft ins Holländische übersetzt und so gedruckt. Ich wandte seine ganze Geltung und meine sehr verbreitete Correspondenz jetzt mit heißem Eifer auf für Preußens politisches Interesse und vorzüglich für die Empfehlung der Volksbewaffnung. Ich kann mir dreist das Zeugniß geben, ich hatte schon damals den schweigenden, aber wachsamem Groll der französischen Gewaltthaber verdient, mit dem ich im Jahre 1811 von einem Elsässer gewarnt wurde, bei dem bevorstehenden Kriege mit Rußland nicht eine ähnliche Rolle zu spielen, — und mit dem im Sommer 1812 zweimal von einem vorgeschobenen Piquet meine Aufhebung in meinem Landhause versucht wurde; — aber auch die schöne Belohnung, daß Ihre Majestät die Königin Luise nach geschlossenem Frieden durch den damaligen Obristen von Malkahn von Königsberg aus mir, als „der letzten Stimme Deutschlands“, schriftlich danken ließ.

Während des Sommers 1806 wurden der Regierung mehrere Pläne zur allgemeinen Volksrüstung und zur Vertheidigung von Berlin übergeben. Man sprach von den Anerbietungen mehrerer Provinzen, Freicorps zu errichten. Die Regierung, im Mittelpunkte des ganzen Staates, mußte natürlich die Rathslichkeit derselben am besten beurtheilen können und fand nicht für gut, sie auszuführen. Ihre freundliche Ablehnung wurde indeß vom Volke mißverstanden, das größtentheils darin nur Mißtrauen, Geringschätzung und die Erklärung sah, daß es sich um die Sache, die es

bereit war, mit Gut und Leben auszufechten, nicht zu bekümmern habe. Mich dünkt, dies erklärt hinlänglich, wie der Enthusiasmus sich späterhin in so bittere Gleichgültigkeit verwandeln konnte. Es erklärt, wie jene Gleichgültigkeit hier und dort sogar in noch verwerflichere Empfindungen übergehen konnte, als der Versuch, die Sache durch das Heer allein auszufechten, so sehr mißlang, und nun das Volk die Folgen trug, zu deren Abwendung es so gerne mitgewirkt hätte.

In Berlin erhielt sich die Theilnahme am längsten; sie verwandelte sich sogar wieder in Enthusiasmus, als die Armeen sich nun einander näherten; aber auch dieser ging wieder in Aerger über, als nach Entfernung des Hofes durchaus keine Nachrichten mehr nach Berlin gesandt oder doch nicht bekannt gemacht wurden. „Man hält es nicht der Mühe werth, uns etwas erfahren zu lassen,“ hörte man häufig sagen, selten ohne eine beigefügte Verwünschung gegen den Cabinetsrath Lombard, der sich einmal Haß und Argwohn beim Publicum zugezogen hatte.

In trüber, unruhiger Erwartung schmachtete man vom Morgen bis zum Abend und wieder vom Abend bis zum Morgen Nachrichten entgegen, die nicht einliefen. Schon ganz früh eilten Viele von einem Bekannten zum anderen, um nachzufragen, oder warfen sich beim Anbruch der Nacht noch einmal in die Kleider, um wieder nachzuforschen. Der einfache Umstand, den ein Reisender erzählte, er habe den König in Weimar sehr heiter spazieren reiten sehen, erheiterte und beschäftigte die ganze große Residenz einen Tag lang.

Endlich verbreitete sich das preußische Kriegsmanifest. Man hatte sich so sehr darnach gesehnt, die Regierung

über diese Angelegenheiten sprechen zu hören, daß man es mit Entzücken las, es für ein Meisterstück der Beredsamkeit erklärte. —

Wieder eine peinliche Stille. Am 13. October lief eine Nachricht ein, aber nur durch einen Privatbrief. Der Fürst von Hohenlohe hatte einer Prinzessin geschrieben: General Tauenzien habe sich glücklich bis Orlamünde zurückgezogen und werde Tags darauf zu ihm stoßen. — Tausend Abschriften liefen von dieser unbedeutenden Nachricht umher, und Tauenzien war der gefeierte Held des Tages: er hatte doch Etwas gethan; man wußte doch Etwas von ihm.

Diese Freude wurde schon am folgenden Tage durch die Nachricht von der Niederlage und dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand hundertfach verbittert. Anfangs wollte Niemand daran glauben. Auf Märkten und Gassen, in den Clubs und Caffeehäusern sah man große Haufen stehen, und wer in ihnen zu Worte kommen konnte, bewies die Unmöglichkeit des Ereignisses. Mit immer wachsender Ueberzeugung hörte man ihn an, bis etwa Jemand hinzutrat, der noch einen Umstand des Vorganges zu dem schon Bekannten hinzufügte, der alle Beweise vom Gegentheil zu Boden schlug. Traurig und schweigend schlich dann die Versammlung auseinander. — Als die Gewißheit von dem Tode des Prinzen sich nicht bestreiten ließ, brach eine allgemeine Trauer aus: er galt für ein Nationalunglück. Alte Frauen, die den Prinzen nie mochten gesehen haben, zerrauften auf offener Gasse ihr graues Haar darüber; und ernste, feste Männer, die mit dem Prinzen in keiner Verbindung gestanden, sprachen mit Händeringen von seinem Verlust.

Die Vaterlandsliebe, die durchaus nicht fürchten wollte, kämpfte auch diese Erschütterung nieder. Man überlegte die Umstände der Niederlage; bald zürnte man mit dem Prinzen, daß er die erhaltene Ordre übertreten, und hätte man Zeit gehabt, man wäre vielleicht zu Verwünschungen gegen ihn gekommen.

Aus Potsdam meldete man, dort werde ein sehr entfernter Kanonendonner gehört. Bald erfuhr man, auch in einer Gegend von Berlin höre man ihn. Geisterbleich strömte die Menge hinaus, ihn zu hören, und auf den Gassen sah man häufig Menschen langsam gehen und leise auftreten und dabei nach dem Boden lauschen, ob nicht auch unter ihren Füßen die furchtbaren Beben, wie unvernehmliche Geisterstimmen, vom Heil oder Untergang verkündeten. — Endlich lief die Nachricht ein, der Kanonendonner entferne sich. „Also Sieg!“ schloß man, „die Feinde fliehen!“ — Es scheint das Gefecht bei Halle gewesen zu sein, das man hörte; denn auch von dorthier kam, ungeachtet der Nähe von Halle, keine Nachricht nach Berlin.

Auch ich gehörte zu den immer wieder Ermuthigten, die aus Grundsatz hofften. Ruhig lag ich früh an einem der schönsten Herbstmorgen — ich glaube, es war am 17. October — im Fenster und sann an einen recht kräftigen Schluß für einen Aufsatz, der an demselben Tage gedruckt werden sollte. Am Abend vorher waren dunkle Gerüchte von einer verlorenen Schlacht umgelaufen. „Desto gewisser,“ dachte ich, „kommt es jetzt zu einem Aufruf an das Volk, der dem Kriege eine andere Gestalt und zum Eintreffen fremder Hülfe Zeit schaffen muß.“ Indem sah ich einen Courier langsam die Friedrichstraße herauffahren. Ein langsamer Courier konnte kein Freudenbote sein. Ich kleidete mich

schnell an und ging zu dem Geheimrath T—r. Er war schon seit zwei Stunden bei dem Gouverneur, Minister Schulenburg. Ich folgte ihm dahin. Vor dem Hause stand ein dichtes Gedränge von Menschen; aber ein Gorgonenhaupt schien darin zu walten: jeden Augenblick gingen Menschen mit lebhaft gespannten Gesichtern hinein, und Andere kamen gesenkten Hauptes mit erloschenem Blick wieder heraus. Der Vorfaal war mit Beamten gefüllt. T—r war unter ihnen. Er sagte mir mit erzwungener Fassung: „Wir haben eine Schlacht verloren!“ und reichte mir eine Bekanntmachung. Ich nahm sie mit der festen Ueberzeugung, sie sei ein Ausruf zu den Waffen, und las — die so famos gewordenen Worte: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Die Hände sanken mir, und ich las nicht weiter. Erst auf der Straße wurde ich hernach auf den ferneren Inhalt aufmerksam, als ein alter Mann seiner Frau vorlas, alle Prinzen seien wohl, und sie ihm antwortete: „Aber was macht denn unser Jacob?“ —

Ich fragte nach dem Minister, und T—r flüsterte mir zu, er sei ausgegangen, um selbst Anstalten zur Räumung von Berlin zu treffen. Ich zog mich in eine Fensterblende zurück, um meine Lage zu überdenken. Während des Sommers hatte ich wegen meiner Aufsätze gegen Frankreich anonyme Warnungen und endlich gar Drohungen erhalten, die mich immer bewogen, nur noch heftiger zu schreiben. Mit den Pariser Zeitungen war ich längst darüber in offenem Kampf, denn ich hatte härtere Sachen gegen sie und ihr Treiben drucken lassen, als der unglückliche Palm, den Bonaparte vor acht Wochen in Freundes-Land arretiren und erschießen ließ. Zudem war ich ein Fremder, ein Russe, und konnte keine Autorisation vom Preussischen

Hofe aufzeigen. Man hätte mich für einen Emissär erklärt, und das gelindeste Loos*), das ich erwarten durfte, war, in harter Gefangenschaft nach Frankreich geschleppt zu werden.

Eben trat der Minister herein. Ich bat ihn um einen Paß. „Ja,“ sagte er, „Ihnen ist wohl zu rathen, daß Sie sich entfernen. Aber eilen Sie. Ich werde bald verbieten, Pferde hinaus zu lassen.“

Betäubt von dem Vorgange, den schnell unterzeichneten Paß in der Tasche, gehe ich fort. Aus einer Seitengasse tönt Gesang. Ich lausche hin. Die Currende-Schule steht vor einem Hause und singt aus meinem Schächtliede:

Auf Jüngling, auf! und Greis und Mann!
 Kühn unserm Recht vertraut!
 Zu Kampf und Sieg heran!

Für Preußens Thron und alten Ruhm!
 Für Weib und Kind und Eigenthum!
 Der Bräut'gam für die Braut!

Die Trommel ruft! Die Fahne weht!
 Es gilt fürs Vaterland!
 Heran zur Schlacht fürs Vaterland!

Ich eilte zu dem Verleger meines Freimüthigen, um ihn zu bitten, da er besser darin Bescheid wissen mußte, als ich, die Anstalten zu meiner Abreise zu treffen. Ich fand den armen Mann ganz außer sich und selbst zur

*) Noch sechs Jahre nachher war einer der Punkte, über welchen der verhaftete Rath Becker sich vor der Französischen Commission zu Magdeburg vertheidigen mußte, ein alter Brief, in dem mein Name genannt war. Siehe „Becker's Leiden und Freuden“ c. S. 53.“

Flucht entschlossen. Wir wurden bald einig, gemeinschaftlich zu reisen. Ein Freund verfab ihn mit einem schon gespannten Wagen bis zur nächsten Station; aber er war so eilig, daß er mir nicht einmal Zeit ließ, meinen Koffer zu packen. Ich ließ ein kleines Bündel von Kleidern und Wäsche in den Wagen werfen, und wir traten die Reise an. Die öffentlichen Plätze waren schon mit Wehklagenden gefüllt. Wir sahen viele Bekannte darunter; aber der einzige Gruß, den wir erhielten oder gaben, bestand im Aufheben der Hände und in traurigem Achselzucken. „Wie so ganz anders,“ dachte ich, „wäre die Physiognomie dieser Stadt gegenwärtig, wenn statt der Ermahnung zur Ruhe ein zündender Ausruf zu den Waffen erlassen worden wäre!“

Der Weg zum Thore führte uns durch eine abgelegene Stadtgegend. Hier war die Schreckens=Botschaft noch nicht hergelaugt, und das Alltagsleben zeigte noch überall sein ruhiges, nichts sagendes Gesicht. Mir, der den herabrausenden Orkan schon hörte, der dies Alles zusammenwerfen würde, war auch die gewöhnlichste Scene anziehend. Nicht bloß die Mutter, die, vor der Thür sitzend, an ihren Säugling herablächelte, auch die Buben, die sich haschten und rauften, selbst ein Jude und ein Hausknecht, die um eine alte Jacke feilschten, schienen mir idyllische Gruppen.

Vielleicht eine halbe Stunde vor Berlin senkt sich der Weg einen Hügel hinab. Hier, glaubte ich, müsse man die Ansicht der Stadt verlieren, der Stadt, die ich mir als lebenslängliche Heimath gedacht, die ich als eine solche liebgewonnen, die ich jetzt so schnell und vielleicht auf ewig verlassen hatte, und die ein so trauriges Schicksal wenigstens bedrohte. Ich ließ den Wagen halten und stand auf, um noch einmal auf Berlin zurückzusehen. Die Bewegung, die

mich ergriff, wurde, ich gestehe es gern, durch die Betrachtung dessen, was für mich auf dem Spiele stand, erhöht. Ich hatte ein unabhängiges jährliches Einkommen von dreitausend Thalern besessen, eine ansehnliche Bücherammlung u. s. w. Alles das hatte ich vielleicht geopfert; hundert Friedrichsd'or, die ich zufällig in der Kasse gehabt, waren jetzt meine ganze Habe.

Ich weiß nicht mehr bestimmt, warum wir den Umweg nach Stettin, der über Freientwalde und Stargard führt, einschlugen. Auf diesem gelangten wir am folgenden Tage zu einem Rittergute, das einem Bekannten meines Gefährten gehörte. Hier ergriff ich eine Gelegenheit, mich von ihm zu trennen. —

Während meiner ziemlich langsamen Weiterreise hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß eine Menge Juden herumstreifte und das Landvolk eifrig von dem Unfalle der Armee in Kenntniß setzte. Ebenso auffallend war mir die Weise, wie diese Nachricht vom Volke aufgenommen wurde. Es sah meistentheils darin nur eine Demüthigung der ihm verhassten Armee. Eine pommerische Bauersfrau unter andern rief aus: „Nun werde es dieser und jener Prahlhans (sie meinte Soldaten von ihrer Bekanntschaft) wohl kleiner zugehen.“ — An einem Sonntag-Nachmittag traf ich in Stargard ein, ruhte bis zum folgenden Morgen und fuhr dann nach Stettin.

Schon indem ich durch die Gassen fuhr, bemerkte ich viele Bekannte, die ich in Berlin zurückgelassen, und die sich hier mit großem, eben nicht traurigem Lärm herumbewegten. Man sagte mir nochmals, sobald es in Berlin bekannt geworden, daß die Königin nach Stettin gegangen, sei es guter Ton geworden, auch dahin zu fliehen. Wenigstens

sah ich Viele hier, die auch nicht die entfernteste Ursache zur Flucht hatten.

Da die Kürze der Reise und die Lebendigkeit auf der Heerstraße die Flucht fast zur Lustpartie gemacht hatten, brachten die Personen höherer Stände noch alle ihre heimathlichen Ansprüche zum Vorschein, aber es fehlte an Raum, sie geltend zu machen, und sie kamen jeden Augenblick in Collision mit den laut verkündeten Forderungen solcher Personen, die sich zu Hause zwar immer sehr untergeordnet fühlten, hier aber durch ihre Flucht selbst bewiesen zu haben glaubten, daß sie politische Wichtigkeit besäßen. Es entstanden Auftritte, die reichen Stoff zu einem komischen Romane hätten geben können.

Einen ernsteren und edleren Anblick als die Berliner Flüchtlinge gewährten die Stettiner selbst. So drückend ihnen auch die Ueberfüllung der Stadt mit Flüchtlingen war, zu denen sich bald auch die Berliner Garnison gesellte, nahmen sie sie doch gastfrei auf. Der öffentliche Ton war dabei so patriotisch, daß ich überzeugt bin, es hätte nur einer Proclamation bedurft und eines thätigen Commandanten, um die Stettiner so gut, als späterhin die Kolberger thaten, die Vertheidigung ihrer Festung selbst übernehmen zu machen. Doch an so etwas dachte hier Niemand. Stündlich vergrößerte sich die Masse der kostbaren Vorräthe und Effecten, die hierher geflüchtet wurden; aber weder der Gouverneur, noch der Commandant, trafen sichtbare Anstalten zur Vertheidigung, ohne daß gleichwohl die Rede davon war, die Berliner Garnison, ein Corps von sechstausend Mann, das dem Staate jetzt äußerst wichtig sein mußte, weiter marschiren zu lassen. Es ergab sich späterhin mit der Festung,

ohne daß, wie man versicherte, ein Kanonenschuß gefallen wäre.

Bald liefen nun auch die Berlinischen Zeitungen ein, angefüllt mit hochtönenden französischen Bulletins und mit Schmähreden gegen die preußische Regierung. Diese Blätter, denen man freien Anlauf ließ, die stündlich eingehenden üblen Nachrichten von der zersprengten Armee, endlich die sichtbare Unentschlossenheit der Commandirenden verwandelten die Stimmung der Stettiner binnen vierundzwanzig Stunden. Bald erinnerte man sich mit Bitterkeit einer Menge wirklicher oder vermeintlicher Kränkungen, welche der Stettiner Handel vorzüglich durch den Minister Sangwitz erlitten habe. — Die feindselige Stimmung wurde immer heftiger, je mehr die moralische Person „Regierung“ vor den Augen der Einwohner in eine Reihe von Beamten zerfiel, die sie persönlich gar nicht liebenswürdig fanden. Endlich hörte ich in eben dem Stettin, dessen patriotischer Sinn mich vor wenig Tagen so erfreut hatte, einen Mann laut im Schauspiel sagen: „Wir Bürger leiden es nicht, daß Stettin vertheidigt wird.“ —

Die Völker sind einmal so sonderbare Instrumente, daß sie sich selbst spielen, wenn der Meister es nicht thut; aber dann gerade nicht immer das Stück, das er wünscht. —

Bei diesen Erscheinungen schien es höchst nothwendig, daß zu dem Volke gesprochen werde. Ich ging zu dem Minister Schulenburg, erzählte ihm, was ich bemerkt hatte, und bot ihm meine Feder zu einer Proclamation oder einem fliegenden Blatte an. Er antwortete: „Hier bin ich nur der ausgewanderte Gouverneur von Berlin. Ich habe meine Pflicht gethan,“ beliebte ihm zu sagen, „indem ich die Garnison von Berlin unverletzt hierher geführt habe.

Ich kann Sie hier zu nichts autorisiren; aber da Ihre Ansicht wichtig ist, so rathe ich Ihnen, sich nach Graudenz an den König zu wenden." Ich stellte ihm vor, daß es am nothwendigsten sei, hier in Stettin zu wirken. Mit einem kaum merklichen Lächeln sagte er: „Sind Sie beim Gouverneur und beim Commandanten gewesen?“ „Nein,“ erwiderte ich. „Sprechen Sie doch ja erst mit diesen Beiden und kommen Sie dann wieder zu mir.“ Ich that, was er sagte, und lernte nun sein Lächeln verstehen. Beide waren alte, abgelebte Männer, die sich selbst in ihren Zimmern nur mit Beschwerde bewegen zu können schienen, und von denen mir der Eine sagte: „Wenn die Franzosen näher kämen, würden sich wohl alle Fremde aus der Stadt entfernen müssen.“ Als Antwort darauf reichte ich ihm meinen Paß zur Unterschrift.

„Nun?“ sagte Schulenburg, als ich wieder zu ihm kam: „Sind Sie da gewesen? Was meinen Sie jetzt?“ „Ich glaube nichts Besseres thun zu können,“ sagte ich, „als Ew. Excellenz um einen Befehl an alle Postmeister zu bitten, daß man mir auf der Reise nach Königsberg ohne Schwierigkeit Pferde giebt.“

Er schlug mir vor, statt dessen mir eine Cajüte auf einem Schiffe antweisen zu lassen, das mit dem königlichen Schatz nach Danzig gehen sollte, zwei Schiffer, doppelte Bemannung und keine Passagiere hatte, als ein paar königliche Beamte, die den Schatz begleiteten. Ich nahm es mit Dank an, und Schulenburg ließ dem Schiffer befehlen, „mir seine Cajüte zu vermietthen.“

Die Reise dauerte sehr lange. Wir fuhren am Mittage von Stettin ab und warfen schon am Abende beim Eingange des eigentlichen Haffs Anker, weil der Lootse „bei

der schlechten Besorgung der Signale," sagte er, nicht weiter zu fahren wagte. Am folgenden Morgen wurde der Anker gelichtet, aber es trat bald Windstille ein, und wir lagen beinahe den ganzen Tag unbeweglich auf dem Haff. Eine freundliche Situation, da wir in der Ferne schon eine Kanonade hörten, und es sich von selbst verstand, daß die Franzosen bei ihrer Ankunft in dieser Gegend zuerst den Schatzschiffen naheilen würden. Gegen Abend wurde der Wind günstig; wir trafen mit Einbruch der Nacht bei Swinemünde ein und — warfen wieder Anker, denn bei Nacht ließ sich die Durchfahrt durch die sehr enge Mündung, die außerhalb noch durch eine Sandbank halb maskirt wird, nicht wagen. Einer der Schiffer ging ans Land, blieb bis Mitternacht und brachte, außer einem tüchtigen Kaufsch, die Nachricht mit, den ganzen Tag hindurch seien schon Flüchtlinge über die Peene gegangen. Die Brücke bei Anklam sei abgebrochen, und die Bauern hätten sich geweigert, die flüchtigen Soldaten ohne hohe Bezahlung überzusetzen. Endlich brach der Morgen an: unfreundlich, stürmisch, und zwar wehte der Wind aus einer solchen Gegend her, daß er die Ausfahrt erschwerte. Sie mußte indeß erzwungen werden, denn schon wieder donnerte eine Kanonade, viel näher als gestern. Man spannte Boote vor das Schiff, und wir wurden durch die hohe Brandung hinaus bugfirt.

Endlich waren wir denn so glücklich, von den grauen, wild im Sturme brausenden Meereswogen geschaukelt zu werden und uns von der gefährlichen Küste zu entfernen. Am folgenden Morgen hatten wir Hela erreicht; aber hier begann erst der wahrhaft furchtbare Theil unserer Reise. Der Wind war ungünstig zum Einsegeln, und unter beständigen Klagen der Schiffer über Vernachlässigung der

Baaken labirten wir drei Tage und Nächte bei Hela auf und ab, indeß das Schiff bald von Schnee, bald von Glatteis bedeckt wurde. Endlich glückte es uns, hinein zu schlüpfen; endlich erreichten wir die Rhede von Danzig. Da liegt es vor uns in seiner Stattlichkeit. Der Schiffer wirft Anker; giebt sein Signal. Bald hüpfst eine Schaluppe auf den hoch rollenden Wogen heran. Mit Vergnügen macht der eine Schiffer die Bemerkung, der Vootscapitän selbst komme. So war es in der That; aber der andere Schiffer erklärte, jeder andere Vootse wäre ihm lieber gewesen. „Der Mann sei zu — neu in seiner Kunst; er verdanke seine Stelle nur dem Umstande, daß er früher Kammerdiener bei Haugwitz gewesen.“

Wir kamen nicht in den Fall, eine Probe von seiner Geschicklichkeit zu erhalten. Aus der Ferne rief er uns durchs Sprachrohr zu: „Königlicher Befehl! die Tresorschiffe, ohne einzulaufen, nach Königsberg.“ Ich wollte ihn ansehen, wenigstens mich ans Land zu bringen, aber schon war die Schaluppe wieder weit entfernt. Wir von Mühseligkeit Erschöpften sahen uns stumm an und schlichen in die traurige Cajüte zurück.

Noch mehr! das Absegeln war durchaus unmöglich, denn ein starker Wind wehte gerade auf die Stadt. So blieben wir denn wieder drei Nächte und zwei Tage während eines nur selten von Sonnenblicken unterbrochenen Schneegestöbers und Glatteises auf der Rhede, mit der dumpfen Ergebung einer völligen Niedergeschlagenheit.

Eines Morgens, da ich spät erwachte, sehe ich den einen Capitän ruhig schlafen. Ich bemerkte eine regelmäßige Bewegung des Schiffes und hörte auf dem Berdeck Nichts als das wohlbekanntes, breitbeinige Auf- und Ab-

traben der Wachhabenden während des Segelns. Fast athemlos vor Erwartung eile ich hinauf. Richtig! Kein Land ist mehr zu sehen, und wir segeln mit frischem Winde. Ein Steuermann war am Ruder, der andere, ein alter Däne, schritt munter auf und ab. Er grüßte mich freundlich und erzählte mir, daß wir mit dem frühesten Morgen die Rbede verlassen und daß er mich schon lange erwartet habe. Wirklich zog er auch sogleich das geschriebene Lehrbuch hervor, das er in Holland, am Ende seines Unterrichts in der Steuermannskunst, gegen Erlegung von hundert Gulden erhalten hatte, — um die Erklärungen fortzusetzen, die ich mir während unseres Lavirens vor Hela von ihm hatte geben lassen. Fröhlich, daß wir nun wieder im Freien waren, erfreute ich ihn dadurch, daß ich mich zu ihm auf einen Tauhaufen setzte und mich ein halbes Stündchen von ihm belehren ließ.

Endlich, ich glaube am folgenden Tage, erblickten wir Pillau, ein Schauspiel, das uns gar nicht wieder vom Verdecke ließ. — Am folgenden Tage eilte ich nach Königsberg. Was ich hier fand, war im Ganzen die Wiederholung der Scenen, die ich zu Stettin zurückgelassen hatte, nur in größerem Stil und anders nüancirt. Die Berliner Beamten waren während meiner Seereise zu Lande hier eingetroffen, und zu ihnen hatte sich eine Menge anderer aus ganz Brandenburg und den anderen besetzten Provinzen gesellt. Die übrigen Berliner Flüchtlinge waren aus Stettin mit leicht erlangten Pässen größtentheils heimgekehrt. Statt der Stettiner und Berliner Garnison, die schon in Gefangenschaft war, fand ich hier die Ueberbleibsel fast aller Regimenter der zersprengten Armee. Unter diesen waren mir besonders die älteren Officiere und Soldaten, die noch

in Preußens glanzvoller Periode gefochten hatten, mit ihrer finsternen, aber festen Haltung und ihrem Schweigen, ein Achtung einflößender Anblick. Die Jüngeren, die noch keine erhebenden Erinnerungen hatten, sondern bei ihrem ersten Auszuge nach Ruhm so viel Unglück gehabt, schienen anfangs gedemüthigt, bald aber kehrte ihr leichterer Sinn zurück; leider aber auch mit ihm der rauhe, harte Ton, mit dem sie sonst die friedlichen Classen zu behandeln gewohnt waren. Er fand jetzt häufig eben so rauhe Erwiderung und erregte mehr Erbitterung als je. Diese Stimmung theilten auch die Königsberger Beamten und Einwohner gegen die Beamten aus Berlin, die hier in hohem Tone zu ordnen und zu befehlen versuchten, weil sie aus der Residenz kamen, aber oft auf eine kränkende Weise daran erinnert wurden, daß sie sich hier in der Hauptstadt des eigentlichen Königreiches Preußen befanden, und zwar als unglückliche Gäste, die nur Theilnahme fordern könnten.

Das Resultat der mannigfaltigen, einander entgegengesetzten Ansprüche waren eben so widersprechende Anordnungen, und in den ersten Tagen eine Verwirrung, die ich nicht besser charakterisiren zu können, als durch einen Einfall des berühmten Gelehrten Kraus:

Ich hatte eine Wohnung in der Aneiphof'schen Länggasse gemiethet. Bei einem Gegenbesuche, den er mir machte, stand er am Fenster, indeß mich irgend ein Geschäft entfernt hatte. Als ich zurückkam, sagte er: „Schade, daß Sie nicht hier waren. Es zogen so eben einige Rotten Cavallerie vorbei mit schönen Remonte-Pferden. Doch warten Sie nur, sie werden wohl bald zurückkommen.“

„Wie so?“ fragte ich.

„Nun, eben weil sie dorthin zogen“, sagte er, „glaube ich, daß sie da nicht hingehören.“ —

Alles dies änderte sich indeß, vorzüglich nach der Ankunft Sr. Majestät des Königs. Die Geschichte wird es mit Achtung aufbewahren, welch' ein kräftiger, wenn auch nicht glücklicher Widerstand aus den kleinen Ueberresten des preußischen Staates in kurzer Zeit orgauisirt wurde, und welchen standhaften Patriotismus die Einwohner Königsbergs und das Königreich Preußen sowohl bei ihren Leistungen, als bei ihren Leiden bewiesen haben. — —

Hier in der letzten, nicht großen Grenzprovinz des preußischen Staates, die genau genommen nicht einmal zu Deutschland gehörte, mußte ein Aufruf an die deutsche Nation, sich zu bewaffnen, Vielen hoffnungslos erscheinen. Mir nicht! Je weiter Napoleon vorgedrungen war, desto gefährlicher konnte ihm eine Volksbewaffnung in seinem Rücken sein, der sich gewiß bald viel Militär angeschlossen hätte. Ich war überzeugt, daß er dann nicht nach dem Königreich Preußen zu kommen wagen würde, besonders da das russische Heer in schnellem Anmarsch war und mit dem wieder organisirten Ueberrest der preußischen Armee ihn zugleich von vorne bedroht hätte. Wie es mir in Berlin mündlich gelungen war, besonders einen alten Grafen Wartensleben, einen ehemals von Friedrich dem Zweiten persönlich geachteten Militär, nunmehrigen königlichen Schloßhauptmann, so für den Gedanken zu entusiastmiren, daß er erklärte, selbst die Volksscharen im Gebrauch der Waffen einzuüben, gewann ich auch in Königsberg Viele für meinen Plan; nur nicht Diejenigen, die über seine Ausführung zu entscheiden hatten. Ich beschloß, weiter zu reisen. Indem ich in den Wagen stieg, kam Herr Reimann, der Erzieher

des Prinzen Louis, mit freudeglühendem Gesicht, mir zu melden, nun sei der Aufruf beschlossen. Jetzt zweifelte ich und erklärte, ich wolle ihn in Memel erwarten. Ich machte wirklich dort mehrere Tage Halt deshalb. Endlich kam ein Aufruf an, der Studenten und Bürger aufforderte, — ins Militär zu treten, mit dem Versprechen, während des Krieges sollten auch Bürgerliche Officiere werden können. Ich setzte meine Reise fort. —

Inhalt.

Einleitung	1
----------------------	---

Erster Abschnitt (1796 bis 1797).

Von Riga nach Lübeck	18
Lübeck	20
Im Postwagen	24
Leipzig zu Ende des vorigen Jahrhunderts.	26
Seume	37
Der Schauspieler Christ	43
Chr. Fr. Weiße	46
Meine Schriftstellerei	50
Jena	53
Der Anatom Justus Ch. Loder	57
Goethe	62
Schiller	65
Fichte und Schelling	68
Schüz und die Allgemeine Literatur-Zeitung. A. W. Schlegel	77
Weimar	86
Herder und das Herder'sche Haus	96
Wieland	107
Der Polyhistor Böttiger	116
Harzreise und Besuch bei Gleim	119

Zweiter Abschnitt (1797 bis 1799).

Reise nach Dänemark	129
Der Premier-Minister Graf Schimmelmann	138
Kopenhagen	150
Rückkehr nach Weimar	155
Friedrich Richter (Jean Paul)	162
Johannes Falk	164

Dritter Abschnitt (1805 bis 1806).

Berlin in den Jahren 1805 und 1806	173
--	-----

~~~~~  
Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.  
~~~~~